IV. Jahr Heft 8/9

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Leo Herland: Stimme über Kraus / Rabindranath Tagore: Die Nacht / Georg Trakl: Traum und Umnachtung / Carl Dallago: Streifzüge / L. Sternberg: Gemeinschaft / Desider Kosztolányi: Beethoven / Gottfried Kölwel: Frühling / Fritz Lampl: Klage und Trost / C. Dallago: Kleine Sämereien / W. Scheller: E. G. Kolbenheyer

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 he vorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 1. Februar 1914 Heft 8/9

Leo Herland / Stimme über Kraus

Eine Stimme will sich vernehmlich machen, die gar kein Zeugnis für sich hat, als daß sie geistig ist. Keine äußere Vorsehung ist mit ihr, der Zufall begünstigt sie nicht, sondern spielt mit ihr und müßte sie Gesetzen zufolge ersticken. Sie wählt noch ihre Mißerfolge zur Bekräftigung, schaltet die Bürgschaft ihrer Versprechungen aus und redet zu den Heiden. Und will doch Stille um sich verbreiten:

Ich brauche die Stille, um mein eigenes Wort zu verstehen und weiterhin zu sprechen. Weil ich kein Kritiker des weiten Umkreises bin, zu Hörern sprechen will, deren Lauschen ich in Liebe auffange und mit denen ich mich nicht mehr auseinanderzusetzen habe, muß ich die Nähe überwältigen, die mich zur Kritik in dieses täuschende Verhältnis gebracht hat und an mir dasselbe Exempel statuiert, wie die große Welt, die die große Kritik herausgefordert hat, am Geiste überhaupt. Ich muß dem Mißverständnis vorbeugen, als würde ich der Welt erst quitt, wenn ich ihr gegenüber etwas eingelöst habe. Nein, unsere Rechnung muß schon vorher im Reinen sein. Als Tauschhandel lasse ich es nicht gelten. Ich werde zeugen für das Leben, das nicht um Erlaubnis gefragt hat; für mich selbst werde ich nicht einmal mehr zurückverweisen.

Nicht an sie wende ich mich, deren Augen mir keinen verwandten Strahl lassen und zu denen meine Seele nicht

Du sagen kann, nur an sie, die ich liebe, die sich unter jenen bewegen und ihre Dogmatik nachsprechen. Ich sah bekannte Augen den Ausdruck verlieren, den ihnen Illusion eingab, und sah sie seelisch brechen wie die Augen der Verdammten, mit denen Dante sprach. Aus den Augen zu verlieren, wen man geliebt, ist die Marter der Einsamkeit. Und ihre Kraft: das Persönliche nachzuschaffen, das sich eitel erwies; einsam ist nur, wer kein Du in sich trägt. Der an diesem Du sich wieder entzündet, zu dem rede ich.

Wer Gesichte hat, sieht überall Gesichter, auch dort, wo sie nicht sind. Aber wie es war, weiß nur, wer entronnen ist. Ich habe lange gedarbt, obwohl das Land seine Bewohner ernährt. Sterne lenken das Irdische und Gespinst ist alles, dort in Strahlen, hier im Ebenbild aus Schleim und Seide, dem Tier, das das Land ist und seine Bewohner. Was ich sah, war gesponnen wie vulkanischer Rauch, der sich wälzt und Angesichter bildet, die sich wenden und vergehen; war gleich der Mimikry an Klippen, wo das Leben quallt in jenem sogenannten Kampf par excellence, dem Kampf ums Dasein, in der Brandung der herabgestimmten Vitalität; denn die hochgestimmte läßt nicht so lang in der Täuschung verharren. Daß dies Element Sterne bewegen, ist kaum noch kenntlich; das Strahlenverspinst ist fadenscheinig geworden. Der Urschleim, der den Erdball umschließt, hatte in seinen Fäden alle Himmelskräfte eingeboren; wie Engel dienten sie geschäftig Gott und den Menschen, spannen der Liebe Netz um die Erde und führten die Menschen zu einander, als edle Geißel in der Großen Hand, die durch sie herrschten, dafür groß werdend in den Großen selbst als das lebendige Tote, als die Kunst. Wo das Tier sein Mittagsschläfchen hielt, war es doch unschädlich; so lange die Mittelmäßigkeit in normalen Grenzen bleibt, ist sie so ungefährlich wie der Tod. Das Erhabene, das

Lebendige, das Göttliche bleiben ihrer Herr und man spricht nicht davon; Form ist noch keine Frage und Frage hat noch keine Form. Kinder, welche im Walde gefunden werden, dürfen noch die Hütte segnen, darin sie auferzogen wurden, und zeigen dann: die Münze, mit der sie vergelten, sind Strahlen.

Anders, wenn das Tier zur Seuche neigt, den Webstuhl der Zeit adaptiert, es den Göttern gleichtun will und in die Spinne mit dem windschiefen Kreuz, dem Symbol der neuen Struktur, verwandelt wird; ungehorsam werden die sehenden Fäden, denn sie sehen, sie haben Augen, und damit schielen sie; sie wollen selber ihre Seele sein, spiegeln sich und geben alles ihrem Spiegelbild, in dem sie fortan leben. Wie sich das Auge verdreht und die Eitelkeit sich den Zeugen denkt, nicht den ihrer Schönheit, sondern den, der ihre Leere zur Schönheit schwindeln soll, da je mehr der Leib zusammensinkt, er umso mehr außer sich wird und vom Gespinst nur die Spannung behält; weil sich das Wesen also reckt, um zu sehen und zu greifen, was es nicht ist —, streckt es Gebilde aus in das Reich dieser imaginären Realität: Häupter werden aus den Schlingen, die sie über sich selbst werfen, und nur dadurch wächst das Netz, das die Krone der Schlange ist, lebend so gut es geht, sich würgend in der Angst des letzten Auswegs und das Haupt bäumend im Trotz des Wahns, Haupt, Fangnetz und Fangarm zugleich, das Medium jeder Metamorphose. Weil die Häupter starren, sprechen sie: es gibt keine Antipoden. Weil die Fangnetze schielen, schließen sie sich dort, wohin sie eitle Blicke werfen, und haben unversehens eingefangen, wer nicht aufpaßte. Weil die Fangarme gestielte Augen sind, greifen sie daneben und stehlen mit Idealismus. Es hat sich gesteigert, was nur Niederungen haben kann; das ist die Mimikry, in der Zeit, in der kein Faden das Oehr trifft und aber die Nadel

sticht. Diese Steigerung ist von der Nacht, nicht vom Lichte her, wie alle Teufel. Diese Rose ist die Wunde, die am schwersten und ungewissesten heilt, mit einzigartigem Siechtum schlagend wie nicht der alte Krieg schlägt, der aus der Vorzeit zu allem Jammer und aller Not den Arzt mitbringt; der alte Krieg wühlt in der Glut der Sterne, aber er frevelt nicht an den Fäden, die als Nabelstrang die lebende Masse aus den Sternen nähren.

Denn nun steckt das Tier auch dort an, wo es schläft und sich selbst nicht schadet; alles geht durch den Leib der Harmlosigkeit, die an dem neuen Frevel schmarotzt, unfähig, den Kitsch selber zu erfinden. Der Mittelmäßigkeit kann die Gemeinheit nichts anhaben; was keine Form hat, kann nicht zerbrochen werden, gefeit gegen Fratze und Phrase, zu denen ihm Haupterheben und Frage werden, Aushängschilder im Kampf ums Dasein, Mimikry, Heuchelei als Urwesen. Die Gesichter wissen nicht, ob sie sind, aber sie kennen den Geschmack des Publikums und der Kundschaft, weil er ihr eigener ist. Von allen Kennerschaften die fragwürdigste.

Wehe dem, der von den Lenkern ist und als Schnuppe diesem Element hineinfällt! in ihm, das selbst gebildet ist, muß sie unbildsam sein, nicht weil sie starr wäre, sondern weil ihre Formung noch vor ihr verschwindet wie die Zuspitzung vor dem Höhepunkt. Der kitschige Gischt hält sich aus, so wenig schlägt er über die Stränge. Was aber die Spur der Sterne ging und seinem Stammbaum nachhing, was also wurzelte nicht in dieser Welt und dessen Stoff nicht ist von diesem Tier, was in Strahlen weben sollte, lernte weben vom Tier, das seinen Fischzug macht mit diesem Netz überzwerch, — und siehe, der Fremdling fing kein Fischlein nach seinem Gaumen mit diesem Netz, denn seine Nahrung ging den Weg alles Lichtes und er verhungerte, als er entwöhnt war von den Brüsten der

Sterne, an denen er lange gesogen, von den heiligen Drüsen, die einst auch die goldenen Fäden geworfen hatten, welche als Münzen guten Kurswert haben. Ich sah, wie gut alle fortkamen und daß, was ich gelernt hatte, nichts wert war; die Offenbarung aber wurde mir namenlos, denn ich war kein Kind mehr. Da lernte ich seufzen, daß ich nicht war nach dem Gespinst, fiel ab von dem, wovon ich abhing, und sah das Letzte vor mir; und wußte nicht, daß ich mit Recht abgefallen war und wirklich am Letzten, an den Ausläufern des Lebens stand, die ich für seine Wurzel hielt. Sie erwuchsen zu riesigen Häuptern vor meinen Augen, während sie doch an nichts dachten, und ich hatte die Vision des großen Gefährlichen, das weit weg war.

Wie hätte ich nicht greifen sollen nach einem, dessen Stimme mir Erinnerung war und dessen Element meinen Gliedmaßen die Kraft zurückgab, ihm dorthin zu folgen, wo das Unperspektivische vor mir die Konsequenzen aller Realität zog und zu tragen hatte, wo meine Vision von den Häuptern greifbar wurde. Aus dem Bauch gelangte ich zu den Angesichtern, die beharren, trotzdem sie auch keine sind. Von mir weg wurde es noch finsterer und ganz hoffnungslos. Was mich unerkennbar befangen hatte, durfte nun die gelöste Zunge selbst aussprechen, und das war mein Lernen. Der Kritik der großen Welt bedurfte ich, um die Spinnwebe der kleinen zu würdigen und ihrer ledig zu werden. Ich sprach, was ich nur durch die Sprache sah, weil es sich perspektivisch zu dem Lallen formte, das meiner Offenbarung den Mund gestopft hatte und nun mich durchlassen mußte, um der Welt etwas auszudeuten, was von altersher ist, von vielen Sterndeutern, und wieder von unlängst.

Denn ich erinnere mich des Blickes nach oben, ihrer, die an meiner Wiege standen. Ja, damit begann es: Sterne schauten nach den Sternen, taten also etwas, was zur

Mimikry brauchbar ist, die Leute glaubten, Eulenspiegel schaue aufs Dach, und gleich war einer da. Seitdem hatten die Taschendiebe leichtes Spiel. Die Sterne aber gaben es auf, denn was sie liebten, ging ins Garn. Wer der Zeit zusah, konnte dies namenlose Schauspiel erleben: wie der Blick der Hohen im Kreise ging, als fiele er selbst, um sich nicht mehr zu erheben. Es war aber nicht um der Leute willen, die ihnen schnuppe sind, sondern selber um gebrochener Augen, um jener Sehnsucht willen, die ihre Empfängnisbedürftigkeit mit einem chronischen Koitus interruptus, der nach dem Sadisten schreit, gestillt glaubt. Das Schielen setzt den Krampf als Wonne, in der unbeschränkten Halbheit tausendfach kitzelnd, ohne sich zur Steigerung der Liebe aufzuschwingen, und die Unrast der Welt bis zur Verzweiflung aufstachelnd.

In den Seuchenherden wird die Zeitfrage geboren. Immer neue Eindeutigkeiten täuscht das Monstrum der Zeit vor und das ist Geschichte. Zeit ist am oberflächlichsten, sinnlichsten, dem leichtest Beweglichen daher am zartesten zugänglich, es würzend oder würgend. Das Würgen aber ist heute groß geworden, hat einer, der es weiß, einem bestätigt, der es empfunden hat. Freilich, das Menschliche steht so ungetrübt da wie je; aber seine Braue bleibt es nicht länger, wie sie entdeckt, was hilflos abgeschnitten in der Zeit verloren ist, von der Form gezeugt, vom Stoff gezogen. Zu dem Ausgelieferten kann, nicht im Gewande der Zeit, dieses Menschliche nicht gelangen; was heute hervortreten will, muß nach einer schlechten Mode gehen; und vor dem Heer, das auf das Tier eingerichtet ist, um sich zu dienen, indem es ihm dient, schielend wohin es schielt, — kann sich, sehend gemacht, der Wehrhafte doch nicht beschränken; und darf doch wieder nicht seine Waffe von dieser Welt wählen, die keine Spitze bietet; wohl ihm, wenn unsichtbar in ihrer Sendung seine Burg das Land

beherrscht, da rings das Allzusichtbare waltet, das Tier in seiner gottunebenbildlichsten Gestalt, die Exoterik selbst. Weit getrennt inmitten dieser Mittelmäßigkeit, die alles in sich begreift, was sonst Mittelpunkt in der sichtbaren Ordnung der Dinge war, Familie, Staat, Volk und Rasse, ist das, was heute höher zusammenstimmt, und jeder muß selbst Mittelpunkt sein, nicht der seiner innerlichen, sondern der seiner ihm aufgedrungenen Persönlichkeit, weil es ihm an die Kehle und an den Beutel geht. Das ist nicht jedermanns Sache: als ich in meine Taschen griff, waren sie leer. Zusammenhält nur der Zerrspiegel, sein eigener Affe, der sich bewundernd zusieht, wie er seine Läuse sucht. Zu ihm war der Welt ein neuer Spiegel notwendig, damit sie wieder Scham lerne, ehe sie neue Lust lernen mag. Und einer fand sich, dessen Sache es doch war, dort wo die Konstellation am rötesten ist. Was soll ich lang die Häupter beschreiben, die schon verewigt sind in des Ehrlichen Injektionen, der die Lustseuche aufgedeckt hat, ohne die die Syphilis ein Ding der Unmöglichkeit wäre; aufgezeigt hat, wo heute das Leiden ist: in der geistigen mehr als in der sozialen und sogar mehr als in der sexuellen Not; denn selbst an dieser trägt das Oberstübchen mehr Mitschuld als der Unterleib. Und wie die Häupter hinsterben vor dem Dasein einer Persönlichkeit: zeigt sich, wie unpersönlich diese Antlitze sind, wie wurzellos dieser ganze Schwindel, wie ganz Ausläufer er ist und welcher Art die Obrigkeit dieser Instanzen, die, von unheiligen und mir unbekanntesten Geistes Gnaden, alles Reine und Sanfte, das vom Himmel herniedersteigt, zur Rechenschaft ziehen. Es ist allzuwenig Realität in dieser sterbenden Welt. Nur ein Erbteil läßt sie, das nicht von ihr ist.

Denn sie hat an der Erlösung keinen Teil, wenn sie auch in Masse auszieht, um sich an ihrem Zopf aus dem Sumpf zu ziehen. Es mußte sich schon er herablassen, der der

Antipode ist, trotzdem der Krampf der Häupter keine andere Seite kennt als das verruchteste Oben, das je ein Tyrann über unsere Köpfe gehängt hat. Er langte aus dem Weltall nach den Häuptern, legte der Fratze seine Hand ins Gesicht und schuf Abdrücke von den Personen, ein Teufels Ebenbild, daß alle sahen, das Urbild sei schlecht. Unirdische Kräfte mußten willig sein, sich des verzwängten Lebens zu erbarmen und es in ihr Element aufzunehmen, die Zwangsjacke selbst in Millionen Fasern zum Bild verspinnend und so von dieser Zeit ein Erbteil rettend, das sie erst aufgespeichert haben in reiner Flamme, die allein aufkam gegen das, dem keine Waffe der Zeit gewachsen war, wie einst der Sohn des Zeus dem Kind des Typhon und der Echidna nur mit Fackeln beikam, die die Häupter absengten. Nur daß die moderne Mißgeburt auch dem bellenden Brudertier ähnelt, dessen Mäuler, Druckerschwärze speiend, einander gegenseitig überbrüllen und sich doch erst im Echo aufnehmen; und diese Dreiträchtigkeit, die ohne Einheitsgedanken nicht zwei zählen kann, wimmert nach der Auflösung in die Elemente und die Auflösung geht so tief wie die Zersetzung, der Verrat, die Angefaultheit und Unfestigkeit der Brut von Schmugglern und Hehlern geistigen Gutes. Die neue Sprache lebt auf im Kontrast mit den Verzerrungen und erst die Totenmaske ist das Auferstandene. Die Zwecke, die diese Welt setzte, unzählig beabsichtigt, reizten in ihrer ungewollten Endlichkeit, gerade im Verhältnis ärmlich, das parodistische Ebenbild der Kunst, deren äußere Mittel ehrfürchtig ökonomisch sind, aber im Bild der Fratze, die Anzahl ihrer Falten beschämend, im Verhältnis zu unendlich reicher Fülle erwachsen. So hat die ausschweifende Konkurrenz der Gemeinheit nur eine nachhaltige Folge gezeitigt: den unerschöpflichen Reichtum der Kunstmittel, der nun die Waffe wird, da er der größten Kompliziertheit der Zeitkrankheit gewachsen ist, um ferner-

hin einer wundervollen Unkompliziertheit die Stätte zu bereiten.

Das war der Flug zum Zodiak, dem Widerspiel des irdischen Tieres am Kometenhimmel der neuen Kriegszeiten. Von jenem feindlichsten Stern sah ich sie alle bis zu mir; verschieden ist ihr Blick gerichtet und wartet voll Sehnsucht, sich wieder aufrichten zu dürfen; von immer milderer Gestalt wird das Ungeheuer im Nadir, bis zu mir her, der ich nur noch die schönblickende Schwester jener beiden Vielhäuptigen erblicke; ihr Herr bin ich. Wie sollten wir nicht das Siegel auf seinen Brief drücken, ihm, der in Herkulesarbeit die größte Widerwärtigkeit auf sich genommen hat! Die Zeitwelt wird dadurch nicht besser, daß der Zodiak ihr nicht adäquat ist und in seinem Zorn dem eigenen Bedürfnis folgt wie jeder höchste Richter. Gewiß wollen sie bloß ihr wundes Herz und sich durch Strahlen decken, sich in Worten ein Heim schaffen, das ihnen sonst fehlt; allein fragt, wie weit sie, ihr Herz und ihre Einsamkeit reichen: soweit wie ihr Erbteil, die vielsehenden Strahlen, die Sprache, die von dieser Welt das Erste und Lebendigste ist und ihre große Einheit; sie ist nach jedem Stern und doch so eins in sich wie der Ring des Tierkreises: so verschieden und so ähnlich. Wenigstens kein Minder ist die stoff-ferne Burghöhe des Problematischen, die sie abhält, als Privatbürger dieser Welt mit den übrigen der Sonne, des Schattens und der anderen sorglosen Güter zu genießen und sich an der Jagd nach ihnen zu erfreuen; die anderen sein zu lassen, wie sie so manches sein lassen, und irdischen Flußlauf zwischen ihnen zu nehmen. An versteckten frommen Stellen nur, wo das Tier noch freudig ist und der Himmel noch auf Erden, gefürchtet und gemieden vom Allzusichtbaren wie der Zodiak, steigen seine Herren bis in das

Tal, wo auch noch Erdenblick in ihren Strahlen und Leutelaut in ihrer Sprache leben.

Von oben aus aber wird im übrigen sichtbar, was der neue Kriegszustand ist: es herrscht das Ellenbogenrecht, das schlimmer ist als das Faustrecht; denn dieses macht wenigstens die Herren zu Herrschern; wenn aber die Seuche ausbricht, müssen die Herren dran glauben und die Sklaven werden zu Ueberläufern in das Reich derer, die das Hirn im Ellenbogen haben, — die guten, getreuen Sklaven, die göttlichen. Ihr findet sie nicht mehr? Nein, sie sind es nicht mehr. Aber vielleicht entdecke ich sie doch noch und unter den Leidenden. Wenn einer vor Krankheit behütet und werden kann, was er ist, so meine ich, daß einer, der heute zum Philister werden muß, oftmals bei richtiger Erziehung den Beruf eines Sklaven vollkommen ausfüllen würde: ein Wink für den Fortschritt, der will, daß es in der Welt besser werde. Und die abtrünnigen Sklaven sind furchtbar bestraft, nicht unter den leidlosen, sondern unter den verdammten Philistern, welche, von der Pein der Halbheiten geplagt, vom Aerger geschüttelt, von der Angst umhergejagt, von Hoffnungen genarrt, zu denen es gehört, daß sie erfüllt werden müssen, dennoch nicht reinen Herzens sagen dürfen: ich leide. Nicht einmal ihr Aerger ist ein adäquater Ausdruck ihrer Seelenpein, nicht einmal die Zeitung kann sie wahrhaft befriedigen, während im Busen des Sklaven wahrer Friede und echte Leidenschaft thronen können. Es wird uns, angesichts unserer Objekte, nie einfallen, über den Sklaven zu spotten. Er füllt eine Kluft in der Weltordnung aus, der Philister nicht einmal eine Lücke in der Gesellschaftsordnung. Solcher Sklave steht den Unseren nahe. Für uns, die wir unsere Arbeit nicht herzeigen, zahlt er dem Dämon der Unpersönlichkeit, der zu jedem kommt, die Steuer. Dem Vitalen schreibt der Dämon Arbeit und Ordnung

vor und gibt dafür Genuß und Gesellschaft; nun aber wendet er, der im Punkt des Geistes der Zwischenhändler in Person ist, sich im Punkt der Fron unmittelbar an die, von denen er nichts zu empfangen hätte als Fußtritte. Zwischen Edlem und Gemeinem sind Tauschgeschäfte immer ein schiefer Handel, und der Schauspieler, wenn er einer ist, ist nicht einmal dem Zuschauer, der keine Freikarte hat, etwas schuldig. Das Edle spendet einem höheren Bedürfnis und nimmt dafür die Erfüllung des niederen. Das Gemeine aber sagt: nein, Gemeines nur für Gemeines! So herrscht das Kartell, das aus der Arbeit mehr herausschlägt als aus der Form, aus der Arbeit, jenem Mittelding zwischen Schlaf und Tod, von dem nichts bemerkbar ist bei manchen, deren Seele ist wie die Sonne am Aequator: ohne Dämmerung. Eine Welt, der keine Sonne mehr aufgeht, sagt dieser freilich nach, sie führe eine dunkle Existenz. — Wodurch das Edle den Dämon bannt und sich mit dem Irdischen auseinandersetzt, das sind die Mittelsformen, die ins Reich der höheren Bedürfnisse ragen: Kunst und Tat. Sie sollen herrschen, und mit ihnen, da sie je höher umso entrückter dem Lärm des Tages sind, herrsche das Schweigen. Statt dessen rät die nächste Einflüsterung zur Tierheit, mißt die Würde des Geistes nach seinen Objekten und möchte sie gleichwohl den Zumutungen dieser Objekte anpassen, die vom Verdienst allerdings einen männlichen Begriff haben. Alles in der besten Absicht; sie sei verflucht! sie ist die Kraft, die stets das Gute will und stets das Böse schafft. Alles natürlich nur zum Schein! aber von einer Welt, die für Ehrfurcht auch nur einen Schein von Gevatterschaft gibt, nähme man ebenso gern Steine für Brot.

Urteil und Gesetz dieses Geistes sind erflossen über den falschen Lärm, und laut wie die Frage ist still die Lösung.

Hinter dem Rücken diktiert sie: Unsere Fenster mögen nicht mehr auf die Gasse gehen, wo sie exhibitionieren. Wer auf den Marktplatz hinaustritt, finde ihn leer. Es sei wieder möglich, sich zu ergehen, ohne sich die Ohren zuzuhalten und das Angesicht zu verhüllen. Wer schreit, erschrecke vor dem einsamen Echo. Jeder tue im Stillen hocherfreut das was seine Schuldigkeit. Die Maschine sei geölt. Neuigkeiten, die das Geheimnis auf den Tisch geschmuggelt hat, mögen eine undurchführbar hohe Steuer auf Druckerschwärze ersetzen; es wird Zeit brauchen, das Geheimnis zu verdauen; das Volk halte ein Fäßchen Druckerschwärze für ein Fäßchen Kaviar und lasse davon. Produkte literarischer Fruchtabtreibung und Frühgeburten, die gesehen werden, ehe sie Augen haben, werden nicht auf der Messe ausgestellt, sondern im Taygetos ausgesetzt. Berühmen schnöder Erfolge brenne auf der Haut. Am Rande die Hoffnung des frommen Wunsches: daß Warenhäuser und Alpenhotels gewissermaßen geschleift und ihre Inhaber zu Untertanen gestempelt werden. Was der Vollständigkeit halber hinzuzufügen wäre, wird als selbstverständlich vorausgesetzt.

Spricht das Gewissen, das heute in der Sprache lebt, ein freigewordener Kriegsrat, schwebend über Land und Leuten, objektiv in seiner Verdammung. Und doch seien Land und Leute fern von mir. Denn in allem Ja! das ich hinsetze, will ich ja nur, daß verräterisch den Mund auftue, was um mich her ist, und zugebe, er sei keiner. Darum darf ich den Mund auftun und so bin ich bei mir, gewaffnet. Ich brauche nur ein Zeugnis des Hasses, und kein fremdes. Das sind die Gesichter, an denen ich vorübergehe, die stolzen Gesichter, denen nichts geschehen kann, weil sie dem Leben den Pachtzins erlegt haben, und die allenthalben fragen, wer ich denn sei. Nun denn: an drei Lehrern ward ich frei: an den Brüsten, den Ein-

geweiden und dem Spiegel, oder an den Sternen, dem Tier und dem Tierkreis. Von den ersten habe ich die Deutung, vom zweiten den Denkzettel und vom dritten das Erbe. Durch sie bin ich schwanger und weiß, wie einer Mutter zumute ist. Aber wie wenig ich sie selbst bin, verraten meine Wehen, die mich von ihnen trennen, in der Gestalt des schönen Ungeheuers, das auf den Lippen die Frage trägt: welches Geschöpf am freisten sei mit den wenigsten Füßen? Und ich antwortete: ich bin es selbst, denn ich habe meine Füße dem Boden entzogen; und riet mich frei.

Ein Unbiologischer reckt sein Haupt empor, einer der das Objektive gegliedert, die modernen Unendlichkeiten sich als Endlichkeiten einverleibt hat, da seine Seele nicht willens ist, den Tribut, den man fordert, als endlichen Teil in sich aufzunehmen. Ich habe die Lebensbedingungen von mir geworfen. Mein Anfang bin ich. Ich will leben so wie ich bin. Das tut jeder Künstler, aber es ist gerade mein Thema. Für sie, die der Welt keinen Befähigungsnachweis schuldig sind, kämpft auch jener, der nachweist, daß die Zeit nicht leben könne und dürfe, so wie sie ist und obwohl sie ein Maximum an sogenannten Lebensbedingungen ihr Eigen nennt. Ihr Gegenstand ist ihre Existenz, der meine meine Existenzmöglichkeit, die Nachweisung aller Existenzbedingungen als qualités négligeables, was nur in einer adligen Zeit möglich ist; die Frage, wie einer existieren dürfe, der für gemeine Bedürfnisse, und seien sie solche des Geistes, nichts leisten will, ist nicht rationalistisch und nicht auf dem Boden unserer Zeitordnung zu beantworten. An mir, der ich gegen alle Forderungen der Zeit gesündigt habe und für ihre Fratzen, die einem anderen verfallen sind, nicht einmal mehr rezeptiv genug bin, will ich demonstrieren, daß die Zeit mit ihren Forderungen selbst abrutscht. Mein Geist sieht

die Gefahr gar nicht mehr; ein Zeichen, daß sie eigentlich schon tot ist. Sie hat für mich nur noch physische, keine moralische Bedeutung mehr; welche Zeit würde sich nicht schämen, daß sie nicht mehr Respekt einflößt? Die unsre — keine war noch so von den Naturgesetzen beherrscht — will aus einer Unzahl von Lebensbedingungen einen Lebenszweck aufbauen und wird doch sehen, daß das Tier, welches die meisten Füße hat, am unfreiesten ist. Diese Erkenntnis gibt mir die Schöpfung wieder, nicht an den Häuptern, sondern an ihrer Wurzel, denen ein neuer Schößling entsproßt; so habe ich Macht über etwas, das kein Mensch ist und doch einer, weil es bei mir am Ursprung ist. Wenn der an den Häuptern den höheren Kräften esoterisch ihren Raum anwies, indem er es mit den niedrigen zu tun hatte, tue ich so mit den niederen, an der Wurzel, der ich in den höchsten schaffe. Wenn jenem die grinsenden Fratzen sich sträuben, ergibt sich mir das letzte Antlitz freiwillig. Wie jener der Hydra die Häupter absengt, löse ich das Rätsel der Sphinx.

Die Runde im Kreis kam an mich und damit komme ich von mir ab, der ich der Knoten bin, und zu Land und Leuten; so empfing ich die Weihe. Diese Zeit verschlingt im Apparat der Geheimnisse der Gemeinheit das Geheimnis selbst; starke Kräfte schickten sich an, den Apparat, der sich zu Kopf gestiegen, wieder zu vereinfachen. Der die Zeit einen Knockabout nannte, weil sie alle Hebel in Bewegung setzt, um die Psyche zu haschen, deren Flügel an jedem Hebel kleben bleiben, warf sich dem Getriebe entgegen. Er, im Kontrast mit dem Abstoßenden, ist der Antipode, wiewohl er an die Häupter langt. Ich, durch ihn vom Kontrast erlöst, schwebe im Spiel über diesen Häuptern, wenngleich ich an ihrer Wurzel bin, und sehe, es tut not, von diesem unirdischen Punkte aus die Welt, lange aus den Fugen gerissen und schon aus den schiefen Angeln gehoben, wie-

der einzurenken, das tausendfüßig kitzelnde Hebelspiel, das sich Fortschritt nennt, zu einer Klimax zusammenraffen, daß es über dem Leviathan zusammenschlagen soll.

Denn ich bin jenseits und sehe alles verkehrt, nämlich so wie es wirklich ist; und bin vom Widerspruch dieser Optik erlöst. Aber das Verkehrte ist von mir abgewendet, Häupter und hilfeflehende Hände weisen nach unten; und alles wendet sich. Der Feind ist ein Teufel. Ich will euch einen Engel hinstellen, der seine Züge trägt. Er soll an der Schwelle stehen. Die Tragzeit eines Hundes aber ist neun Wochen, die eines Menschenkindes neun Monate und die eines Engels neun Jahre.

Friede wird. Der den Himmel nicht verachtet, wies mit Selbstverleugnung die Leute auf ihren Weg, hieß sie auf ihre Taschen achten und räumte mit den Taschendieben auf. Stück für Stück nahm die Runde das Elend von euch, das der Tragik im Wege steht; daß sie mit aller Erdenlust ganz ihren Einzug halte und ihr von dem, was euer aller ist, zu euer jedem kommt, will ich noch das Letzte umkehren, die Frage, damit ihr seht, wo sie wurzelt.

Das Geheimnis soll unter euch wandeln, und doch unerkannt, nicht preisgegeben. Friede war zwischen den Burgen in heimlichen überirdischen Gängen. Draußen standen die Leute. Sie schauten aufs Dach wie der Pfaffe in sein Brevier und hatten die höchste Perspektive. Ohne Geheimnis, aber mit Einverständnis und Verständnisinnigkeit. Sie belagerten die Wege, daß sich kein Glück ohne Legitimation auf die Gasse traute. Wie in mir sich alle Beziehungen aufgelöst haben, nicht aus Zufall. Nun wollen wir nicht mehr für die Esoterik bangen, trotzdem wir unser Mäntelchen nicht nach der Windigkeit drehen. In welcher Zeit leben wir: unsre Kleidung dürfen wir unbeschadet so wählen, daß sie uns gefällt und anderen nicht auffällt; unser Geist aber, soll er passieren dürfen, soll parieren, ihn müssen wir in

eine Narrenjacke stecken, damit nicht sein Gewand, nur unser Erröten ihn verrate. Weil wir uns in dieser geistigen Welt nicht verständigen können, mußte die neue Sprache herauf. Nun wollen wir in ihrer Begleitung ungestört sein, da den Stümpern bedeutet wurde, nach Hause zu gehen, letzte Ausblicke und letzte Gründe beim Geheimnis zu lassen, die Perversität nicht länger zu blamieren. Und die wir lieben, — mögen nehmen mit gesenktem Antlitz — und genießen mit erhabenem Antlitz, — da unser Genuß Geheimnis ist.

Zum Himmel öffnen sich wieder die Tore und ich will verkünden, was am Himmel zu sehen ist. Aber kein Friedensfürst vermöchte im reinen Element zu schaffen, hätte nicht der Kriegsherr geläutert. Er mußte die zerbrechen, die kitteten, die Kitscher, die Mordbrenner verbrennen und ihre Asche in die Winde streuen, bis sie in Flocken niederfiel. Ich schaffe Bilder aus der neuen Erde, Gottes Ebenbilder, Sternbildsäulen. Nur sie; sie seien aufgestellt zum Schmuck und zur Erinnerung an die großen Tage, da die Schuster nicht länger den Pflastertretern, sondern dem Rindsleder, darauf wir treten, den wieder verleiblichten Stiefeln nachwandeln mochten, nachtwandelnd. Zwar werden viele Arbeitslose da sein; allein Könige bauen.

Und diese Könige seien es ungewußt. Die neue Ordnung, die unsichtbar die Zügel der Zweckerfüllung übernommen hat, habe keinen Namen. Die Bekenner des neuen Geheimnisses seien jene, die nichts davon verlautbaren. Wer es predigen will, sei verleugnet, wer es verbreiten will, ausgestoßen. Es beabsichtigt keine Reform, trifft keine sozialen Einrichtungen, braucht keine Mittelspersonen. Es will der Masse nichts beibringen und hat nicht einmal Imperative. Es verkehrt nicht mit den Leuten, sondern nur mit dem Erdgeist. Mit der schmutzigen Oeffentlichkeit läßt es sich nicht ein. Es ist der Herrscher ohne Werkzeuge.

Es hat kein Zeugnis für sich, als daß es geistig ist. Und wird doch Stille um sich verbreiten.

Es geht unerkannt im Lande umher und erzählt eine ganz neue, alt-erinnernde Geschichte. Ihr die ihr eure eigenen Bilder diese ganze Notwendigkeit lang tapfer auf euch genommen habt, sollt ein neues Reich von Bildern gewahren, eures Elends bar, eine neue Kraft und dennoch die, die euch gefehlt hat. Etwas ohne Namen und das doch alles benennt, was euch zu namenlos ist und euch schreien gemacht hat über alle Grenzen. Ob das Wort vielleicht wieder Fleisch wird.

Ein menschliches und doch nicht völkisches Zeitalter. So bedingungslos wie ich selbst. Kein Gemisch von Rassen, Völkern, Unkulturen, sondern aller paradoxe Ueberwindung, deren Gesetze sich gegenseitig aufheben, das persönlichste Leben, weil alles Unpersönliche — das seine Weltkrisis besteht — von der Persönlichkeit zum Schweigen gebracht wurde. Ein unmittelbarstes Leben, dessen Perspektiv nicht nach dem Horizont, sondern nach sich selbst geschraubt ist. Und doch keine Zersplitterung des Unvorgeschriebenen, weil seine Geistigkeit aus einem Mittelpunkte kommt, der an die Welt nicht gebannt ist, so daß sie nicht sich anstarren muß: wieder einmal die Zeit mit Elimination der Zeit. Darum baut sie sich nicht der Schwere nach, von unten nach oben auf, sondern nach dem schweigenden, schwebenden Gleichgewicht, in das sich die Masse einordnet, so daß nur das Geheimnis vom Adel weiß, wie er von ihm, aber alle ihn ahnen. Denn noch nie hat sich der Geist so sehr losgelöst, noch nie verblieb alle Stofflust so bei den Dingen, da nicht mehr von ihnen, sondern ganz von der unbekannten Sonne der Sprache die Worte ihren Glanz ziehen. Und wie weit hinter ihnen die Dinge liegen mögen, so lebendig leben sie aus ihnen, bis zur Wesenhaftigkeit der Namen selbst, bis zu ihrem Gottesdienst. Aus den Formationen

der neugebornen Worte, die von allen hyperbolischen Fernen her, in denen sie der Meister der Hyperbel berufen, sich wieder schließen wollen zum elliptischen Ring und Schweigen der Ellipse, türmen sich immer steilere Grate auf, die illusorische Verwechslung der Namen mit dem Tanz der Sprache, ihre Steigerung bis zum höchsten Namen, als Auge, das immer tiefer in sich selbst schaut, bis es sich ganz sieht, ohne sich zu verdrehen: Sühne der Schiel- und Scheelsucht; als bohrendstes Gewissen der Einsamkeit, das sich mit Worten so süß umspinnt, daß die Welt redend selbst den Mund auftut zum ewigen Troste: Sühne der Arachne. Das Ausbreitungsbedürfnis geht in sich selbst zurück und wird zum Glanz der Tiefe. Alles wurzelt in keiner äußeren Erde, aber in sich; denn das Geheimnis lenkt es nicht nach sich, sondern in die eigne Mitte. Darum verzichten wir sogar auf die Ehrenmitgliedschaft an dieser Welt, da wir ordentliche Mitglieder schon nicht sind.

Und das Geheimnis geht genau so weit wie früher die Häupter standen; denn es ward dadurch, daß sie in die vierte Dimension gestülpt wurden. Und damit unser Reich nicht doch zu sehr auffalle, möge es mit den Enkeln sterben, wie andre schöne Zeiten auch. Denn es werden ja die kommen, die es für die Ewigkeit aufrichten wollen, und es zerstören.

Zur Erinnerung an die dritte Vorlesung von Karl Kraus in Innsbruck, die am 14. Jänner im Musikvereinssaal stattfand und durch die Wahl des Programms sowohl, das prachtvoll gesteigert erschien, wie durch die eindringliche, an diesem Abend besonders mächtig sich offenbarende rezitatorische Gestaltungskraft des Gastes zu einer Höhe des Gesamtausdrucks emporwuchs, die stellenweise (wie in „Die Kinder der Zeit", „Der Neger" und in der ganzen dritten Abteilung) von überwältigender Wirkung war. Zum Vortrag gelangten: I. Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Gefährlich; Das ist so allgemein bekannt; Wir haben es besser; Eine Kollektion Ansichtskarten; Der Herausgeber; Schlichte Worte; Wenn Herr Harden glaubt; Was ham S'g'sagt?; Der liebe Gott / Zwei Aphorismen / Die Kinder der Zeit. — II. Pfleget den Fremdenverkehr; Die mit dem Tod intim sind / Mein Weltuntergang / Der Neger. — III. Wahrung berechtigter Interessen / Die Schuldigkeit / Tod und Tango / Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

Rabindranath Tagore / Die Nacht

Die Nacht dunkelte. Unser Tagewerk war getan. Wir glaubten den letzten Gast gekommen zur Nacht, und die Tore des Dorfes wurden geschlossen. Nur einige riefen: „der König wird kommen." Wir aber lachten und sprachen: „Es kann nicht sein."

Uns schien, es klopfte am Tor, doch wir sagten, es sei nur der Wind. Wir löschten die Lampen und legten uns nieder zum Schlaf. Nur einige riefen: „Der Bote ists." Wir aber lachten und sprachen: „Es ist nur der Wind."

Da kam ein Ton durch die tiefe Nacht. Uns Schläfrigen deucht es wie ferner Donner. Die Erde erbebte, die Mauern wankten und störten uns auf vom Schlaf. Nur einige riefen: „Der Ton von Rädern wars." Wir aber murmelten schläfrig: „Es muß das Krachen der Wolken sein!"

Die Nacht war noch dunkel, da klang die Drommete. Die Stimme rief: „Wacht auf, zögert nicht!" Wir drückten die Hände aufs Herz und schauderten furchtsam. Nur einige riefen: „Schaut das Banner des Königs!" Wir sprangen auf unsre Füße und schrien: „Dann ist keine Zeit zum Verzug!"

Der König kam, — doch wo sind Lichter und wo sind Kränze? Wie ist ihm der Thron bereitet? O Schmach, o tiefe Schmach. Wo ist die Halle, der Schmuck? Und einer rief: „Eitel dies Schrein! Grüßt ihn mit leeren Händen, führt ihn zu euren nackten Stuben."

Oeffnet die Tore, blast auf die Muschel! In der Tiefe der Nacht kam der König zu unsern dunkeln Häusern. Der Donner brüllt in den Himmel, das Dunkel erschauert von Blitzen. Bring heraus den verschlissenen Teppich und breit ihn im Hof aus. Mit dem Wetter kam plötzlich der König in furchtreicher Nacht.

Aus dem bei Kurt Wolff in Leipzig in 7. Auflage erschienenen Werk Tagores „Gitanjali" (Sangesopfer), nach der vom Dichter selbst besorgten englischen Ausgabe ins Deutsche übertragen von Marie Luise Gothein.

Traum und Umnachtung /
von Georg Trakl

Am Abend ward zum Greis der Vater; in dunklen Zimmern versteinerte das Antlitz der Mutter und auf dem Knaben lastete der Fluch des entarteten Geschlechts. Manchmal erinnerte er sich seiner Kindheit, erfüllt von Krankheit, Schrecken und Finsternis, verschwiegener Spiele im Sternengarten, oder daß er die Ratten fütterte im dämmernden Hof. Aus blauem Spiegel trat die schmale Gestalt der Schwester und er stürzte wie tot ins Dunkel. Nachts brach sein Mund gleich einer roten Frucht auf und die Sterne erglänzten über seiner sprachlosen Trauer. Seine Träume erfüllten das alte Haus der Väter. Am Abend ging er gerne über den verfallenen Friedhof, oder er besah in dämmernder Totenkammer die Leichen, die grünen Flekken der Verwesung auf ihren schönen Händen. An der Pforte des Klosters bat er um ein Stück Brot; der Schatten eines Rappen sprang aus dem Dunkel und erschreckte ihn. Wenn er in seinem kühlen Bette lag, überkamen ihn unsägliche Tränen. Aber es war niemand, der die Hand auf seine Stirne gelegt hätte. Wenn der Herbst kam, ging er ein Hellseher in brauner Au. O, die Stunden wilder Verzükkung, die Abende am grünen Fluß, die Jagden. O, die Seele, die leise das Lied des vergilbten Rohrs sang; feurige Frömmigkeit. Stille sah er und lang in die Sternenaugen der Kröte, befühlte mit erschauernden Händen die Kühle des alten Steins und besprach die ehrwürdige Sage des blauen Quells. O, die silbernen Fische und die Früchte, die von verkrüppelten Bäumen fielen. Die Akkorde seiner Schritte erfüllten ihn mit Stolz und Menschen-

verachtung. Am Heimweg traf er ein unbewohntes Schloß. Verfallene Götter standen im Garten, hintrauernd am Abend. Ihm aber schien: hier lebte ich vergessene Jahre. Ein Orgelchoral erfüllte ihn mit Gottes Schauern. Aber in dunkler Höhle verbrachte er seine Tage, log und stahl und verbarg sich, ein flammender Wolf, vor dem weißen Antlitz der Mutter. O, die Stunde, da er mit steinernem Munde im Sternengarten hinsank, der Schatten des Mörders über ihn kam. Mit purpurner Stirne ging er ins Moor und Gottes Zorn züchtigte seine metallenen Schultern; o, die Birken im Sturm, das dunkle Getier, das seine umnachteten Pfade mied. Haß verbrannte sein Herz, Wollust, da er im grünenden Sommergarten dem schweigenden Kind Gewalt tat, in dem strahlenden sein umnachtetes Antlitz erkannte. Weh, des Abends am Fenster, da aus purpurnen Blumen, ein gräulich Gerippe, der Tod trat. O, ihr Türme und Glocken; und die Schatten der Nacht fielen steinern auf ihn.

Niemand liebte ihn. Sein Haupt verbrannte Lüge und Unzucht in dämmernden Zimmern. Das blaue Rauschen eines Frauengewandes ließ ihn zur Säule erstarren und in der Tür stand die nächtige Gestalt seiner Mutter. Zu seinen Häupten erhob sich der Schatten des Bösen. O, ihr Nächte und Sterne. Am Abend ging er mit dem Krüppel am Berge hin; auf eisigem Gipfel lag der rosige Glanz der Abendröte und sein Herz läutete leise in der Dämmerung. Schwer sanken die stürmischen Tannen über sie und der rote Jäger trat aus dem Wald. Da es Nacht ward, zerbrach

kristallen sein Herz und die Finsternis schlug seine Stirne. Unter kahlen Eichbäumen erwürgte er mit eisigen Händen eine wilde Katze. Klagend zur Rechten erschien die weiße Gestalt eines Engels, und es wuchs im Dunkel der Schatten des Krüppels. Er aber hob einen Stein und warf ihn nach jenem, daß er heulend floh, und seufzend verging im Schatten des Baums das sanfte Antlitz des Engels. Lange lag er auf steinigem Acker und sah staunend das goldene Zelt der Sterne. Von Fledermäusen gejagt, stürzte er fort ins Dunkel. Atemlos trat er ins verfallene Haus. Im Hof trank er, ein wildes Tier, von den blauen Wassern des Brunnens, bis ihn fror. Fiebernd saß er auf der eisigen Stiege, rasend gen Gott, daß er stürbe. O, das graue Antlitz des Schreckens, da er die runden Augen über einer Taube zerschnittene Kehle aufhob. Huschend über fremde Stiegen begegnete er einem Judenmädchen und er griff nach ihrem schwarzen Haar und er nahm ihren Mund. Feindliches folgte ihm durch finstere Gassen und sein Ohr zerriß ein eisernes Klirren. An herbstlichen Mauern folgte er, ein Mesnerknabe, stille dem schweigenden Priester; unter verdorrten Bäumen atmete er trunken den Scharlach jenes ehrwürdigen Gewands. O die verfallene Scheibe der Sonne. Süße Martern verzehrten sein Fleisch. In einem verödeten Durchhaus erschien ihm starrend von Unrat seine blutende Gestalt. Tiefer liebte er die erhabenen Werke des Steins; den Turm, der mit höllischen Fratzen nächtlich den blauen Sternenhimmel stürmt; das kühle Grab, darin des Menschen feuriges Herz bewahrt ist. Weh, der unsäglichen Schuld, die jenes kundtut. Aber da er Glühendes sinnend den herbstlichen Fluß hinabging unter kahlen Bäumen hin, erschien in härenem Mantel ihm, ein flammender Dämon,

die Schwester. Beim Erwachen erloschen zu ihren Häuptern die Sterne.

O des verfluchten Geschlechts. Wenn in befleckten Zimmern jegliches Schicksal vollendet ist, tritt mit modernden Schritten der Tod in das Haus. O, daß draußen Frühling wäre und im blühenden Baum ein lieblicher Vogel sänge. Aber gräulich verdorrt das spärliche Grün an den Fenstern der Nächtlichen und es sinnen die blutenden Herzen noch Böses. O, die dämmernden Frühlingswege des Sinnenden. Gerechter erfreut ihn die blühende Hecke, die junge Saat des Landmanns und der singende Vogel, Gottes sanftes Geschöpf; die Abendglocke und die schöne Gemeine der Menschen. Daß er seines Schicksals vergäße und des dornigen Stachels. Frei ergrünt der Bach, wo silbern wandelt sein Fuß, und ein sagender Baum rauscht über dem umnachteten Haupt ihm. Also hebt er mit schmächtiger Hand die Schlange, und in feurigen Tränen schmolz ihm das Herz hin. Erhaben ist das Schweigen des Walds, ergrüntes Dunkel und das moosige Getier, aufflatternd wenn es Nacht wird. O der Schauer, da jegliches seine Schuld weiß, dornige Pfade geht. Also fand er im Dornenbusch die weiße Gestalt des Kindes, blutend nach dem Mantel seines Bräutigams. Er aber stand vergraben in sein stählernes Haar stumm und leidend vor ihr. O die strahlenden Engel, die der purpurne Nachtwind zerstreute. Nachtlang wohnte er in kristallener Höhle und der Aussatz wuchs silbern auf seiner Stirne. Ein Schatten ging er

den Saumpfad hinab unter herbstlichen Sternen. Schnee fiel, und blaue Finsternis erfüllte das Haus. Eines Blinden klang die harte Stimme des Vaters und beschwor das Grauen. Weh der gebeugten Erscheinung der Frauen. Unter knöchernen Händen verfielen Frucht und Gerät dem entsetzten Geschlecht. Ein Wolf zerriß das Erstgeborene und die Schwestern flohen in dunkle Gärten zu knöchernen Greisen. Ein umnachteter Seher sang jener an verfallenen Mauern und seine Stimme verschlang Gottes Wind. O die Wollust des Todes. O ihr Kinder eines dunklen Geschlechts. Silbern schimmern die bösen Blumen des Bluts an jenes Schläfe, der kalte Mond in seinen zerbrochenen Augen. O, der Nächtlichen; o, der Verfluchten.

Tief ist der Schlummer in dunklen Giften, erfüllt von Sternen und dem weißen Antlitz der Mutter, dem steinernen. Bitter ist der Tod, die Kost der Schuldbeladenen; in dem braunen Geäst des Stamms zerfielen grinsend die irdenen Gesichter. Aber leise sang jener im grünen Schatten des Hollunders, da er aus bösen Träumen erwachte; süßer Gespiele nahte ihm ein rosiger Engel, daß er, ein sanftes Wild, zur Nacht hinschlummerte; und er sah das Sternenantlitz der Reinheit. Golden sanken die Sonnenblumen über den Zaun des Gartens, da es Sommer ward. O, der Fleiß der Bienen und das grüne Laub des Nußbaums; die vorüberziehenden Gewitter. Silbern blühte der Mohn auch, trug in grüner Kapsel unsere nächtigen Sternenträume. O, wie stille war das Haus, als der Vater ins Dunkel

hinging. Purpurn reifte die Frucht am Baum und der Gärtner rührte die harten Hände; o die härenen Zeichen in strahlender Sonne. Aber stille trat am Abend der Schatten des Toten in den trauernden Kreis der Seinen und es klang kristallen sein Schritt über die grünende Wiese vorm Wald. Schweigende versammelten sich jene am Tisch; Sterbende brachen sie mit wächsernen Händen das Brot, das blutende. Weh der steinernen Augen der Schwester, da beim Mahle ihr Wahnsinn auf die nächtige Stirne des Bruders trat, der Mutter unter leidenden Händen das Brot zu Stein ward. O der Verwesten, da sie mit silbernen Zungen die Hölle schwiegen. Also erloschen die Lampen im kühlen Gemach und aus purpurnen Masken sahen schweigend sich die leidenden Menschen an. Die Nacht lang rauschte ein Regen und erquickte die Flur. In dorniger Wildnis folgte der Dunkle den vergilbten Pfaden im Korn, dem Lied der Lerche und der sanften Stille des grünen Gezweigs, daß er Frieden fände. O, ihr Dörfer und moosigen Stufen, glühender Anblick. Aber beinern schwanken die Schritte über schlafende Schlangen am Waldsaum und das Ohr folgt immer dem rasenden Schrei des Geiers. Steinige Öde fand er am Abend, Geleite eines Toten in das dunkle Haus des Vaters. Purpurne Wolke umwölkte sein Haupt, daß er schweigend über sein eigenes Blut und Bildnis herfiel, ein mondenes Antlitz; steinern ins Leere hinsank, da in zerbrochenem Spiegel, ein sterbender Jüngling, die Schwester erschien; die Nacht das verfluchte Geschlecht verschlang.

Streifzüge / von Carl Dallago

I.

Ein Hirtenhorn weckt mich. Bald trete ich hinaus. Die umliegenden Häuser und Hütten stehen schon lange wach, die Stalltore weit offen. Hoch im Westen winken die Waldkuppen, schon von Sonnengold verbrämt. In der Luft liegt Sang, und die Vogelstimmen sind voller Jubel. Die Straße herunter, zwischen den Häusern, zieht eine lange Reihe Kühe, hinterher der Hirt, rauhe Töne seinem Horn entlockend zur Sammlung der Herde. Das Hirtendasein findet in meiner Seele sanften Widerhall. — Gedankenlos schlendre ich dem nahen Walde zu, der den ganzen Hang bedeckt. Schon seh' ich durch die obersten Bäume die Sonne flimmern. Ein goldenes Gezitter regt sich, das langsam näher rückt und den Hang heruntergreift. Zugleich rüttelt der Frühwind an Stämmen und Gezweig. Auf einmal schießt drüben eine Helle hoch: der ganze Hang erstrahlt, der dunkle Waldgrund glänzt und flimmert im Strahlengewog, das durch die Baumkronen rinnt. Wie in seltsamem Zauber blendend steht der Wald, freudvoll bebend in jedem Glied, dankbar aufschauend und innig in sich schlürfend der Sonne erquickende Morgenflut.

*

Tiefe Stille im Walde. Auf dem Plissen- und Moosgrunde wachsen die Schatten schon langsam dem Nachmittag entgegen. Würziger Geruch liegt in der Luft, entströmt der sommerlichen Erde, den dunklen, feinen Nadeln der Bäume, den hellen und rötlichen Stämmen, dem schimmernden Astwerk. Steinblöcke ragen verstreut aus dem Walddunkel wie erstarrte Seelen. Und wenn ein Luftzug streicht, werden tausend Stimmen wach und reden in den nachmittäglichen Glanz des Sommertags. Träume gau-

keln um die Baumgestalten und durch Risse und Lücken glänzt der blendendweiß bewölkte Sommerhimmel.

*

Tiefe Stille im Walde. Ein einsamer Rastplatz zwischen hohen, hellen Stämmen unter wunderbar feinem, schirmendem und leise schwingendem Zweigwerk, das in allem möglichen Grün erglänzt und flimmert. Manche Zweige neigen sich schwer von glitzernder Sonne. Die Räume zwischen den vielen schlanken Stämmen werden mir allmählich wie dunkle Höhlen, darin sich meine Seele ausbreitet.

Ausgestreckt liege ich da und einsam, hinhorchend auf alle Geräusche, die zur Waldung hereinkommen, sich flüchtig niederlassen und wieder sich verlieren. Was für Seltsamkeiten hinterläßt nicht jeder Ton in meiner Seele! Schwingen nicht neue Weisen mit, die wundersam in mich sinken und an mein Empfinden rühren? Wird nicht etwas in meiner Seele wach und schafft Ahnungen und Bilder und Vorstellungen, davon sie sich bewegt fühlt und die sie dennoch nicht begreifen will? Ist ihr das Begehren nicht abhanden gekommen vor lauter Leben, das in ihr erwacht ist und das sie mit hinein zieht in die Tiefen, in den lichten dunklen Raum der Zeitlosigkeit? Ja, ist nicht das Leben selber ohne Anfang, ohne Ende?

*

Tiefe Stille im Walde. Er steht wie ein Dom mit von Abendsonne erleuchteten Hallen. Geheimnisvoll flirrt der Schimmer und streut glänzende Streifen über Plissen und Moos. Es geht ein flimmerndes Lächeln über melancholische Gründe wie ein Augenaufschlag des Glücks. Dann erhebt sich ein Brausen: der Abendwind, der die Flügel um die Waldung spannt. Wie er an den Stämmen zerrt und die Wipfel schaukelt! Das Jungholz lärmt vor Freude. Die Nadellaubzweige federn im Flügelschwung des Windes.

Langsam und aufhorchend schreite ich durch den Wald. Ich sehe noch einmal auf das Bächlein zurück, das den Talriß herunterläuft, hier gelassen rollend, dort in wilden Sprüngen. Weiter oben blitzt noch die Wasserrinne in der Abendsonne. Dankbar schau ich den Strahl: ich kühlte vorhin meine Glieder darin und spülte zugleich alle Zaghaftigkeit der Seele fort. Einsam stand ich da, nackt und frei zwischen Steinblöcken und Bäumen, umschwärmt von Fliegen und Käfern, umflattert von Schmetterlingen. Mir zu Füßen wucherte die Erdbeere. Und der Wald stand ringsum wie ein mächtiger Säulengang und sah schirmend und liebevoll zu mir her, ein Willkommen meiner Nacktheit spendend. Ich fühlte gleichsam, wie der Waldung weiches Grün in das Sonnenbraun meines Körpers überfloß. Etwas wie Seelenverwandtschaft, wie ein Zusammenfluß geheim wirkender Kräfte, brachte Freude und Sicherheit in mein Empfinden. Ein Gefühl von Zusammengehörigkeit erwarb sich Form und sproßte greifbar um mich empor. Alles war Leben ringsum — lauter lebende Dinge in die Schöpfung hineingestellt: meine aufrecht dastehende Gestalt, jeder Baum der Waldung, der springende Bach, das rinnende Geröll, die kletternde Erdbeere, die summenden Tiere, Halm, Moos und Gestein, die Luft; — o, wie alles den strahlenden Tag in sich sog und sich berauschte an fremdem und an eigenem Leben!

*

Wieder fühl ich die tiefe Stille des Waldes wie ein verschwiegenes Lied des Friedens. Durch die schattigen Kronenhallen geht leise der feierliche Atemzug der Bäume. Verirrte Sonnenflecke durchflackern das krause Moos und Heidekraut der Gründe. Ein letztes Flimmern da und dort in den Baumkronen. Vereinzelte Lichtwellen verblassen auf schlanken, hohen Stämmen.

Und draußen liegt die Sonne noch wie ein schwärmerischer

Kuß auf den schimmernden Weidewiesen. Mittendurch führt die Straße wie ein weißes Band. Herdengeläute von überall her mit seinen friedlichen Weisen die Landschaft ausfüllend. Die nahen bewaldeten Hänge scheinen zu lauschen. Verstreute stille Häuschen, die Landstraße entlang hinaufziehend, idyllisch und anspruchslos: der Weiler San Lugano. Jedes Haus eine Ausschau auf Wald und Wiese und weidende Kühe, ein Hinhorchen auf friedsames Herdengeläute. Nur die Straße bringt fremdartige Geräusche.

Schwer und langsam zieht eine Reihe Holzfuhrwerke vorüber, etwas von Schweiß und Mühen in das grüne Lied des Friedens tragend. Bald darauf rollt ein feines Gefährt daher, auf dessen verwöhnte und plaudernde Insassen die stillen Waldhänge und Weiden sonderbar verschlossen sehen. Ein Gefühl von Fremdheit verliert sich mit dem Hufschlag der Pferde und dem enteilenden Geräusch der Räder. Laute, wie von einer Trompete, dann ein Knattern und Rauschen, das näher rückt, rasch und immer mehr lärmend. Das Rauschen und Knattern wird stärker, ab und zu von einem Pfauchen untermengt und von dumpfen Hornstößen. Ein Kraftwagen rückt an, umweht von Staubfahnen. Der Staub umklammert förmlich das plumpe Gefährt, das rasch und drohend dahineilt, wie ein unheimliches Riesentier, eine lange häßliche Staubsäule hinter sich her schleifend. Bald türmen sich Staubwolken hoch auf und flattern weißlich und trübe über Weiden und Waldhang hin, bis sie sich allmählich in leichte Schleier auflösen und endlich völlig verflüchten.

Durch die Landschaft geht ein unwilliges Erstaunen. Die Waldblößen scheinen dem seltsamen Gefährt nachzuspähen, die Büsche und Weidegründe am Straßenbande dem enteilenden Ungetüme nachzuhorchen, die ganze Talung scheint dem raschen Ereignis nachzusinnen. Dann erheben sich lauter die Abendwinde und tragen ein Flüstern und Reden

in die Waldungen an den Hängen. In die ernste Tönung des Gehölzes dringt das Kichern der einzelnen Bäumen. Im Jungholz wiegen sich einige übermütige Sprößlinge wie vor Lachen über diese neue Einrichtung der Menschen. Ein heftiger Windstoß mahnt sie, sich in acht zu nehmen.

Und langsam kehrt wieder überall Stille ein. Der Abendwind läßt sich zur Ruhe nieder mit hängenden Flügeln. Die Waldblößen liegen schon da wie mit geschlossenen Lidern. Und Busch und Weidegründe wollen wieder träumen. Ein Hirtenhorn ruft die Kühe zur Heimkehr in die Ställe. Bald schlängelt sich die ganze Herde dem abendlichen Weiler zu, friedlich und sorglos mit den Glockenweisen, die nun satt und wie von froher Müdigkeit klingen. Der Hirt schlendert hinterher mit plumpen, lässigen Schritten und wachem Auge für seine Herde, abhängig von dieser in seinem Tun und Wesen, den Bewegungen der Herde gleichsam seine Gesten einverleibend.

Am Waldsaum stehe ich und nehme das Bild in mich auf mit trunkner Seele. Die weißen und braunen Kuhleiber sind wie wandelnde, schimmernde Flecke auf dem saftschwellenden Grün der Gründe. Ein Lebensodem legt sich auf alles, der allem eignen Glanz verleiht und Feierlichkeit. Was ist die Talung für ein Raum, daß der Abend darin so festlich geht? Sind die Waldhänge nicht aufgebaut, Altären gleich, darauf noch Sonnenflecke purpurn flammen? — Der Schritt von Hirt und Herde tritt so lautlos und andächtig durch der Talung weiten Dom, darin der Abend schon die Schatten auf den Boden breitet, Wünschen gleich, die ihr Begehren eingestellt. Alles Sehnen ist leicht geworden und flattert luftig den Höhen zu, die fern überall aus blauen Dunstschleiern aufragen und wo versinkende Abendfluten noch lichte Almengipfel, durchwirkt vom Gold der Sonne, verbrämen. Alles weitum ist Lied

und Friede. Und oben spannt sich die unendliche Wölbung aus wie ein verdichteter Hauch Gottes.

*

Der Tag ist vorübergerollt und mit ihm alle lärmende Unruhe der Außenwelt, die sein sommerliches Weben in die stille Talung trug. Ueber den Waldhügeln und fern auf kühl schimmernde Gipfel und Grate legt sich der Abend zur Ruh. Um das bleiche Straßenband in Waldnischen und Blößen kauert schon das dunkle, bläuliche Gewoge der Nacht und wächst sich über die Gründe hin. Rasch entfaltet sich rings die sammtne Dunkelheit. Ihr weicher Atem umrankt mein langsames Schreiten. Vor mir beginnen die hellen Gehöfte der Ortschaft in unregelmäßigen Linien aus dunklen Gründen aufzuragen. Hinter mir, zwischen schwarzen Waldkuppen, ersteht ein Linienriß ferner blauer Berge, dunkel metallen schimmernd. Darüber wallt zuerst die feurige, dann die goldgrüne Strömung des verblichenen Abends. Alle Farben scheinen im Nachtglanze aufzubrechen, huschen über Gründe hin und zerrinnen schneller als sie gekommen sind. Sterne tropfen ihr schillerndes Gefunkel aus der kühlen, endlosen Wölbung des Himmelsraumes. Der Stamm einer Birke blinkt silbern aus dem Dunkel einer Wiese, von Nachtglanz umspült. Daneben bläst der Nachtwind in ein Aehrenfeld, daß es Wellen aufwirft wie ein bewegter See.

Mit wacher Seele schreite ich vorwärts, mein Ohr den Stimmen der Nacht zugewandt. Aus der Runse einer Waldschlucht kommt das Rauschen eines Bächleins wie verworrenes Märchenraunen, das steigt und fällt mit dem Windzug. Schon hat mein Auge den Nachtglanz in sich aufgenommen und schaut alle Dinge schwebender und größer, mehr unsicher in Wesen und Gestalt. Ueberall redet die eigne Seele ihr Teil hinein und baut alles aus mit den

Gefühlen, die in ihr hochkommen. Und es ist, als rege sich in ihr ein Gottgefühl.

Das sieht so sonderbar aus:

Es frägt nach Gott und hat keine Antwort, oder Antwort von überall her in jedem Laut, den die Nacht auswirft, den die schlafende Talung ausschweigt, darin sich wieder eine wachende Landschaft immerwährend unterhält. Es scheint so in der Nacht eines Gottes Stimme leichter hörbar, in dem redenden Schweigen der Natur, das kein Weltlärm mehr wichtigtuend überschreit. Denn zuletzt ist vielleicht die Quelle Gottes für die Seele die getane Frage, darauf die Antwort ausbleibt. Und diese bleibt überall aus, wenn die Frage nur tief genug ist. Aber zur Fragestellung bedarf es der Stille.

Damit ist vielleicht die Lage ergründet, die den Satz gebar: „Gott ist ein' ew'ge Stille!" — ein Ausspruch, der bereits vor ungefähr zweihundertfünfzig Jahren in der Dichterseele des Angelus Silesius aufging. Noch nimmt mich der Ausspruch zu wenig gefangen. Vielleicht hat mein inneres Schauen noch nicht dauernde Vertiefung genug. Das Greifbare ist mir noch zu wesentlich, und Farben und Formen reden noch zu anspruchsvoll zu meinen Sinnen, zu überredend. So schaue ich nur durstig um mich und zu der Landschaft auf, wie zu einer Leiblichkeit Gottes. Denn es liegt ja alles im unübersehbaren und antwortlosen Raume, der wiederum mit allem unmittelbar verwebt ist. Und so die Landschaft genommen, als etwas Endloses im Raume, so alle Natur um uns genommen, präge ich: Die Natur ist der Leib der Gottheit.

Es ist mir dabei, als sollte der Satz helfen, das Gottgefühl der Seele in bildhafte Fassung zu bringen. Dabei läuft als sicherste Erkenntnis mit, daß dieser Leib nicht tot ist, sondern lebt und schafft ins Unübersehbare hinein. Die Folge ist, daß sich die Seele in der Natur überall stehen

sieht vor dem wahrnehmbaren Leben Gottes. Das macht sie willig, demütig und untertan.

*

Die Nacht steht empor, dunkeläugig und weich, vom bleichen Sternenhimmel endlos überwölbt. Verschattet schläft der Talung Weidegrund. Ringsum ragen die Hänge gerundet und schwarz wie ruhende Riesenflügel. Wohltuend umspült vom Atem der Nacht gehe ich still den Weiler entlang. Von den Büschen und Wiesen her eintönig und beharrlich der Grillen surrender Nachtgesang. Dazwischen der hohle Käuzchenruf vom Walde her. Vereinzelt noch an schlummerstillen Gehöften ein müd schimmerndes Fenster, wie ein Wachen der Stille. Und sanft im Nachtglanze schwimmend ein grenzenloser Friede überall. Der hüllt auch meine Seele ein, daß sie selber Nachtglanz wird und träumender Weidegrund und Stille. Mein Nachtgebet.

II.

Zwischen Wiesen und Aeckern ein Dörflein, umrankt von stillen Waldbergen: Altrei. Der Sommervormittag brachte mich hinüber. Mit mir ging ein bewölkter, dunstiger Sommerhimmel. Und lange Zeit lag ich auf dem kleinen, von Büschen und jungen Lärchen bestandenen Hügel, mit jähem Ausblick in das Cembratal.

Der Avisio drunten grollt rauschend zu mir herauf, die schimmernde grünliche Flut zerrissen und durchfurcht von weiß schäumendem Gischt. Dunkel und ernst ziehen die waldigen Hänge. Zwischendurch und aus dem Talgrunde blicken sanfte, liebliche Wiesen. Da und dort lächelt satt und schwer im Sonnenglanz ein reifes Kornfeld. Und die Hänge dehnen sich ringsum aus wie mächtige erstarrte Wellenberge, weich und gerundet in Sonnenschleiern ruhend. In den großen Lichtungen wiegen sich Dörfer, reizvoller und dunstverwebter, je ferner sie liegen. Ganz draußen

schweben die Trientiner Berge: lange, dunstblaue Höhenzüge, die im grauen Wolkengewoge verschwimmen . . .

*

Ich bin weiter gewandert, alles Geschaute in mich aufnehmend. Es liegt schon so viel Landschaft in mir, daß meinen Sinnen schwer wird, und allen Bildern entspringen wieder Gedanken. Oft weilt meine Seele bei den Wolkenspielen, dann wieder bei den dunklen, brütenden Waldhängen zuletzt im Tale, wo der blitzende Fluß rauscht; auch bei den Dörfern, die friedlich von Menschenart reden in der Sonnenstille. Altrei träumt schon weit zurück, niedlich seine kleinen Häuser in einer Reihe vorstreckend und mit der Kirche abschließend. Es sieht aus wie eine Hirtenseele, die friedlich sinnt zwischen Wiesen und Ackerland mit einem gläubigen Aufblick zur Kirche hin. Nur die Waldkuppen im Hintergrund überragen mächtig die kleine Andachtstätte der Menschen. Doch wenn in der Mittagsglut über reifes Kornfeld und Wiesenglanz der Glockensang herüberweht, hell und legendenhaft, horcht das wogende Grün der Waldung auf und ein glanzvoller Friede zittert durch die Stille.

In einer Waldlichtung angekommen, stockt mein Schritt vor einem reizvollen Bilde. Hohe Lärchen und breite Föhren auf leuchtender Waldwiese. Auf schwankem Lärchenaste schaukelnd ein Hirtenmädchen in der Kleidung eines alten Weibleins: mit einem Tuch um den Kopf und in langem, faltigem Rock, vorn nur ein wenig geschürzt, die bloßen Füßchen vorstreckend und einziehend, um den Ast ins Wiegen zu bringen. Rings verstreut einige Kühe mit tändelndem Geläute.

Ich trete langsam näher. Das fröhliche Vorsichhintrillern der Kleinen überflutet meine Schritte. Und als sie mich plötzlich vor sich sieht, keine Spur von Erschrecken oder Scheuen, nur ein Aufblicken aus klugen Kinderaugen und ein Innehalten mit dem Getriller. Auf mein Fragen lacht

sie mir ihre zwölf Sommer entgegen, und daß sie sich nicht fürchte vor Menschen noch vor Gewittern. Unweit eine winzige Steinhütte ist ihr im Notfall Unterschlupf.

Und der Atem des Waldes, der Glanz der Waldwiese, das Ragen der Bäume sind wie der einzig geschaffene Rahmen zum Wesen des Hirtenkindes, das seiner Umgebung ganz verwebt dalehnt. Die vielen Stunden des Tages verbringt es allein mit seiner Herde auf der Waldblöße. Und keine Spur von Unmut oder Langerweile, lauter Frohsinn in Blick und Mienen und ein sinnendes Vorliebnehmen mit der Kameradschaft der Dinge um sich. Die Kinderseele ist hier wie zu Hause, aufsprossend mit den Bäumen ringsum und mit den Halmen der Wiesengründe, weidend und springend mit der Herde und in deren Geläute hineinjubelnd. Der Wald und die Berge und das Tal mit Hängen und Dörfern, der Himmel mit den Wolken zogen wohl solange durch die kindlichen Sinne ein und aus, bis seine Seele selber Landschaft geworden.

So weilt es vor mir, in Sicherheit sich wiegend, von unbekannter Kraft umrankt, die seine Bodenverwachsenheit über sein kleines Dasein ausschüttet. Die Weiten des Raumes dehnen sich wie schirmend um das Kind aus, dessen innerstes Gebaren sich in unterwürfiger Vertrautheit der Grenzenlosigkeit einzuordnen scheint. Und da schaue ich gleichsam unsichtbare Fäden gespannt vom Geschöpf in den Raum und wieder zurück, und fühle den Zusammenhang alles Lebens im Bilde, das der Zufall vor mich hingestellt. Und Andacht überkommt mich vor des Hirtenmädchens geringem Beruf.

*

Als ich nach einer Weile im Walde ausgestreckt liege, durchwandern meine Seele allerlei Gedanken. Die Lage des Hirtenmädchens ersteht vor mir und seine weite Umgebung, und wie alles so feierlich anmutig auf mich wirkte.

Es war wohl die Unendlichkeit mit im Spiele. Um die Einfachheit der Dinge schwebte der Odem des unendlichen Raumes. Es war alles Natur — alles Leben. Und was das Leben der Geschöpfe brauchte, spendete das Weben der Landschaft. Und dies zu schauen und zu überschauen ist Hirtenberuf. —

Ich stehe auf. Der Nachmittag ist heller. Ein versonnter Mittagswind verjagt das Gewölk. Zwischen hohen, hellen Lärchenstämmen schimmert ein Stück Land herein. Ein Bauer steht da mit einem Ochsengespann und pflügt. Ein Junge führt die Tiere. Das frische dampfende Braun des Ackers umsäumt ein Wiesenstreifen. Wald weiter draußen. Und der Himmel läuft über alles hin, so hell, so tief, so sommerlich und zeichnet in sein lachendes Blau den Bauern und das Gespann hinein. Und des Bauern Umrisse werden größer und massiger, der Ackergrund wird immer wärmer und dampfender, der Himmel immer freudevoller. Zuletzt wölbt er sich hoch wie ein weites Jauchzen über den Anblick eines Menschen, der seine Erde zum Geben erzieht.

Ehrfürchtig und wie gebannt schaue ich noch lange hinüber nach dem Bauern und seinem Tun. Weit und segenvoll redet mir ein solcher Beruf.

*

Der Nachmittag ist vorgeschritten. Ich bin tiefer in die Waldung gegangen, um besser dem Geschauten nachsinnen zu können. Es treten in mir, wie als Gegensatz, Bilder auf aus dem Berufsleben der Städter. Berufsarten wandeln an mir vorüber, die gar nichts Weites an sich tragen, gar nichts von Natur und Landschaft, ja so wenig Menschennatürliches, daß sie mir wie ohne Leben vorkommen. Und allen haftet Enge an, eine drückende Stubenenge, Staubgeruch und schlechte Luft. Dabei schleifen ihre Träger eine ganze Menge von Ansehen und Würden und Voll-

machten nach, die ihnen ein ältliches Herkommen übermacht hat, und tun sich dabei oft schwer vor Dünkel.

Die Zeit fällt mir ein, wo ich Kaufmann war und in dunklen oder künstlich erhellten Gewölben schaffen sollte. Wie ich keine Freude hatte am Geschäftemachen, und wie es mich immer hinauszog in die liebe, lichte Welt. Wie mich darob alle schalten: meine Untergebenen und die Standesgenossen. Wie man noch mehr erboste, als ich mich von allem losriß. Heute verstehe ich solche Art besser und begreife solches Tun. Nietzsche, der große Seelenleser, brachte Licht in ähnliche Lagen. Er läßt Zarathustra von der Ehe sagen: „Schlimm Gepaarte fand ich immer als die schlimmsten Rachsüchtigen: sie lassen es aller Welt entgelten.“ Ist nun so ein Beruf nicht oft wie eine Paarung, nicht oft etwas, das fester als die Ehe umklammert hält und nicht mehr losläßt? Wie also, wenn er schlecht gewählt ist? Und gibt es nicht eine Warte menschennatürlichen Schauens, von der aus gewertet jede Berufsart schlimm wird, die den Menschen von der Natur abzieht, — die dem Menschen die Natur und der Natur den Menschen entfremdet? Ergibt solche Wertung nicht auch die wirkliche Menschenentwicklungs-, die Kultur-Schau?

Auf solche Weise kann die Träger naturentfremdender Berufsarten in die Sphäre der „Schlimm-Gepaarten“, in die Sphäre der „schlimmsten Rachsüchtigen“ jedes seelische Wachwerden drängen, jeder Augenaufschlag der eigenen Menschennatur.

Ein Gedankenwall ersteht in mir wie eine Wirrnis. Ich muß überall beschwichtigen und zurückdrängen, die Bäume gleichsam zur Seite bringen, um mir Luft zu schaffen und Wege, mein Sinnen ein wenig geordnet vorbeiziehen zu lassen. Und da schaue ich folgendes: Eine Berufsart rückt erst in die richtige Beleuchtung, wenn Licht von einem Gegensatz darauffällt. Gegensatz aber für jede naturentfrem-

dete Berufsart wird jeder freie Beruf, der rein nur auf die Menschennatur gestellt ist: auf eigene Kraft, eigenes Empfinden, eigenes Ansehen und Machtgefühl, und an sich in nichts mit Herkommen und Satzung in Fühlung und Abhängigkeit ist. So ein Beruf ist gewiß vor allem der Dichter- und Künstlerberuf, solange er *ohne* Anstellung, Verdienst und Ruhm ist. Denn solange ist er ein *Nichts* in den Augen der herrschenden Anschauung der Mitmenschen, in der Wertung der „großen Allgemeinheit" oder (besser vielleicht) der allgemeinen Mehrheit. So ein freier Beruf ist ohne sichtbare Verankerung, völlig abweichend von den andern Berufsarten, die sich alle auf Satzung und Herkommen in Ansehen und Stellung stützen.

Wenn nun ein Mensch solchem freien Beruf rücksichtslos ergeben ist, hat dies auch seine Rückwirkung auf die allgemeine Mehrheit und erzeugt da und dort vielleicht doch ein unwillkürliches Nachsinnen und in der Folge wohl auch ein seelisches Wahrnehmen der eigenen Menschennatur. Dies mag zunächst als ein Gefühl von Unsicherheit und störendem Mißbehagen auftreten, um nachher vielleicht einige Wenige zu sich selber zu führen, die meisten aber (wie früher angedeutet) in die Sphäre der Schlimm-Gepaarten zu drängen. Diese Sphäre verschlimmert noch der Umstand, daß bei dem starken gegenseitigen Ehrungsbedürfnis für ihre Berufe die allgemeine Mehrheit der Mitmenschen den Außenstehenden immer als schädigend empfindet. Es kommt dann so:

Man steht enger zusammen und tuschelt und sinnt auf Mittel, dem Ausreißer sein Tun entgelten zu lassen. Böswilliges Schweigen und Kälte wechseln mit schlimmem Verhalten und, wo er in Frage kommt, mit bösen Reden, bis er allmählich in eine Pariastellung gedrängt ist. Welcher *ganze* Dichter oder Künstler hätte Aehnliches nicht an sich selbst erfahren? Kaum, daß Ausnahmen vorkommen. Ja, wer mir mit Goethe kommt, dem schicke ich

den Herzog Karl August als Deckung ins Treffen, der den Begriff eines Fürsten und Mäzen für deutsche Lande in völlig beispielloser Weise in Leben umsetzte. Regel ist: Erst das Berühmtwerden oder reichlicher Gewinn rechtfertigen am Ausreißer den Menschen wieder wie seinen Beruf und entheben ihn der Pariastellung. Was aber ist Ruhm?

Rainer Maria Rilke sagt hier einschlagend: „Ruhm ist schließlich nur der Inbegriff aller Mißverständnisse, die sich um einen neuen Namen sammeln". Wie sollte es auch anders möglich sein? Kann so auf einmal die allgemeine Mehrheit eine dem Ausreißer gleichgestimmte Seele entgegenbringen? Ihm, bei dem doch Fremdheit und Widerwille vor dieser Mehrheit das Losreißen erzwungen? Ihm, dem sein Schaffen doch etwas aus seiner Natur Gewachsenes und nicht ein Angelerntes ist? Sollte eine Allgemeinheit so plötzlich das alles sich zu eigen machen können? Oder vermag der Einzelne den Ruhm zu schaffen? Vermögen es einige Wenige? Immer nein! Der Ruhm verlangt ein höchst vielstimmiges Blasen der Ruhmestrompeten. Und wenn die erste Stimme echt ist, echt an Verständnis und Wertung, so ist es vielleicht die zweite schon weniger, die dritte noch weniger, und so fort — immer weniger. Und wenn erst die allgemeine Mehrheit in das Ruhmesblasen einstimmt, kann man sicher sein, daß Wertung und Verständnis bereits in Verkehrtheit umgeschlagen haben, gemessen an der ersten reinen Stimme, gemessen an den Absichten des berühmt Werdenden. Man denke nur an die tiefste Natur der Menschheit (so weit wir sehen), an Jesus von Nazareth. Man denke nur, was seine Vertreter und Anhänger heute beabsichtigen und vollbringen, und was Jesus einst beabsichtigt und vollbracht hat. Kann es Gegensätzlicheres geben, weiter voneinander Abstehendes? —

Man versteht, wo ich hinaus will. Die allgemeine Mehr-

heit kann dem Künstler nichts sein. Sie bedeutet ihm dauernd ein von der Natur Abgekommenes. Das Mit-ihr-in-Fühlungsein muß für den Künstler die bedenklichste Seite abgeben, um so mehr noch, wenn es ihm Freude bereitet. Hier möge man sich eines Ausspruches Richard Dehmels erinnern, der in der Vorrede seiner „Lebensblätter" sagt, „daß ein Stückchen Bourgeois ja wirklich in den Aerzten selbst noch steckt." (Dehmel verbildlicht hier Dichter, Künstler, Philosophen als Aerzte für die Menschheit.) Der Ausspruch Dehmels vom „Stückchen Bourgeois" aber zeugt für seine kraftvolle Künstlernatur. Denn es sind gewiß die Schwächen am Künstlermenschen, die ihn der herrschenden Allgemeinheit verbinden, nie seine Vorzüge. Wohl mag es eine Auffassung geben, die es groß erscheinen läßt, Führer dieser Allgemeinheit zu werden, doch ich glaube, es liegt hier eine Verkennung der Menschennatur, der Menschenseele, zugrunde — eine Verkennung vom Menschenglück.

Was der Künstlermensch der allgemeinen Mehrheit zu danken hat, ist die Ausgestaltung seiner Berufswege zu einer Paria-Lage. Von der Allgemeinheit klein gemacht, wächst sich in ihm der Mensch erst groß. Es führt ihn tief in sich hinein und nach außenhin von Natur zu Natur. Erst jetzt lernt er kennen, was er benötigt, was dem Wachstum seiner Seele Nahrung gibt. Und kein Troß von Unverstand und Dünkel, kein Ballast von falscher Würde und stumpfem Ansehen, kein Kerker von Sitte und Satzung zehrt an seiner Kraft und seiner Zeit. Ueberall findet er nun mit dem Beruf auch die Menschennatur noch offen vor und überläßt sich der großen Natur um sich, wenn er müde ist. Und allmählich faßt er alle die Menschen der freien, nieder angesehenen und ausgesetzten Berufsarten zusammen: den Bauer und den Hirten, den niederen Lehrer, der in den Kindern noch immer so viel lichte, hohe Natur

um sich hat, den Taglöhner, den Spielmann und alles fahrende Volk, dem die Landstraße Behausung ist und Wald und Sonne Wohngenoß und der Himmel Zeltdach. Und alles wird ihm vertraut und vertrauter, und zuletzt ist ihm alles wie ein einziges Geschöpf voll Schönheit und Wundern und Rätselhaftigkeiten, das seine Seele immer mehr und mehr anzieht und festhält, so daß er sich liebend und verehrend zu ihm gesellt, wie jener welterfahrene Edelmann aus der Narrenburg zu dem schönen Pariakind (von dem uns Adalbert Stifter erzählt), und einem zündenden Vorsatz gleich glüht: „Ich will ein Paria sein wie du!"

*

Ich bin fast erschrocken vor Erregung, die der Gedankengang in mich getragen hat. Es ist, als hätte in den letzten Worten auch meine Seele ihr Vorhaben ausgedrückt, das noch immer in ihr seltsam selig nachzittert. Ein unendliches Freiheitsgefühl wird in mir wach, das verliebt um sich sieht in dem stillen Waldesraum, auf das stille Tun der Bäume, und in solcher Umgebung sich wohltuend sicher fühlt. Und allmählich kehrt in mich eine ergebene Stimmung ein, die weich und süß ist und so ungemachfern auftritt, daß ich selber immer ruhiger und seliger und stiller werde. Ich lege mich auf den Waldgrund hin. Ein moosumsponnener Stein dient mir als Kopfkissen. Farnkräuter und Gräser schwanken um mich noch groß und schwer; dann schlafe ich ein, weil ich müde bin.

III.

In der süßen Sonnenflut bin ich herumgewandert, die der Sommermorgen nach einigen Regentagen überall ausgießt. Weit draußen auf einem Wiesenfleck, umstanden von Wachholderstauden und Birkengebüsch, habe ich Rast gesucht. Fast nackt liege ich da, mit dem ganzen Körper Sonne in mich schlürfend. Das wohltuende Prickeln der Haut ver-

scheucht ein wenig die schwere Stimmung, die von den Regentagen her noch in mir umgeht. Lange liege ich da in weiter Vereinsamung, umschwärmt und aufgestört nur von dem Gesumme und dem Andrang allzu kecker, die Erikabüsche umgaukelnden Bienen.

Eine Waldkuppe steigt hinter mir empor mit stillen Weideplätzen, die leer dastehen. Nur ganz von ferne her dringt manchmal halbverlorenes Herdengeläut. Vor mir aber breitet sich weit und grün und sonnig ein Tal aus mit vielen hellen Wiesenhügeln und dunklen Waldhängen, die oft von frisch geschlagenen Lichtungen unterbrochen sind: das Fleimstal.

Rings ragen Höhen in den verschiedensten Farben und Formen: schroffes, gefurchtes Gestein und schimmernde Almen, Höhenzüge hinter Höhenzügen mit hochwelligen Graten und grotesken Gipfeln. Und immer wieder Taleinschnitte über weichen Wälderfluren. Mehr in den Niederungen sattgelbe Aecker und helle Gehöfte, und nahe der Talsohle zumeist die scheckigen Häuserhaufen der Märkte und Dörfer. Ganz in der Ferne hoch überm Talanfang grau und hart und dunstumflort, von Rissen und Spalten und Schneefeldern durchzogen, mit hellem Wolkenreif gekrönt, das herrisch herrliche Steingetürm der Paladolomiten.

*

Der Anblick ist erhebend. Etwas vom Wesen der Allmacht scheint überall hervorzuquellen und an das Gefühl zu rühren. Ich bin innerlich ganz still geworden: mein Dasein ist Staunen und Lauschen. — Wer hat das alles so aufgebaut? — Woher kam der Sonnentag gewandert, der sich hier so gottvoll ausruht? Der wie ein junger glutvoller Riese dasteht und mit seinen weiten, lichten Händen über die höchsten Gipfel hinausreicht. Wer leitete die Winde in das Tal, die versonnten Lüfte? Und oben dieses Meer von Licht, wer schuf es? — Stumm fragend geht

mein Schauen weiter. Wer säte das mannigfache Pflanzen- und Tierleben in diese erstarrte Brandung der Berge? Und die Wolken und der wechselnde Himmel sind nicht minder wunderlich. Nur die Ortschaften sind von Menschenhand und die Gehöfte und das Urbarmachen der nächsten Gefilde. — Aber, bevor noch die Dörfer waren? Wenn ein Mensch hierher kam und das alles sah mit der Gewalt der ursprünglichen Sinne? Fand er nicht mit dem Gewoge von Bildern ein Gewoge von Unermeßlichkeiten, eine Flut von Rätselhaftigkeiten und Wundern um sich vor? Ist die Grenzenlosigkeit, die er überall im Raume traf, nicht allein schon ein Ewig-Unenträtselbares? Und mußte nicht jeder Mensch, der diese Erde wo immer betrat, sofern er seinen wachen Sinnen genug nachging, auf das Gewoge von Unermeßlichkeiten stoßen, auf diese Flut von Grenzenlosem, Ewig-Rätselvollem? Mag da nicht mit dem unwillkürlichen allzumenschlichen Aufwerfen der Frage: Wer hat das alles gemacht? die höchste Bezeichnung von Allmacht und Kraft und Herrlichkeit, die Bezeichnung Gott für den völlig unbekannten und unbegreiflichen Schöpfer des Geschauten gefunden worden sein? War es aber in Wirklichkeit nicht das Uebermachtvolle und Unübersehbare im Anblick, das diesen Begriff auslöste und damit Gott erschuf? Demnach wäre als Nächstes nicht Gott der Ursprung der Schöpfung, sondern die Schöpfung der Ursprung Gottes. So verlangt es wenigstens unsre redliche Menschenauffassung, getreu dem Herauswachsen des Gottbegriffes.

*

Ein Schweigen wie ein Ausruhen umringt mich. Nach einer Weile kommen wieder Gedanken in mich, die sich um Gott drehen. Mein Ergebnis erscheint mir als Reinigung von Bedeutung, die in der Zusammengehörigkeit von Gott und Schöpfung liegt, in der Untrennbarkeit der

beiden Begriffe für den Menschen. Daß Gott als Begriff ohne Ursprung sich hält, wird zugleich erklärlich durch Versetzung von Wirkung und Ursache. Aber Gott als ein Außenwesen der Schöpfung geradezu feindlich gegenüberstellen, wie es Religion und Herkommen bei den Kirchenchristen tun möchten, heißt: die Dinge auf den Kopf stellen. Freilich tut dies die Menge gewöhnlich, tun dies auch ihre Führer und Machthaber. Darum ist es nur dem Menschen und nicht den Menschen zuliebe, wenn ich weiter suche, um noch mehr über Gott ins Klare zu kommen. Und ich frage mich: wie kommt es, daß die lichte Schöpfung so voll von Dunkelheiten ist, so voll von Rätselhaftem und Unentwirrbarem? Ist sie es denn wirklich? — Da besinne ich mich, daß der Mensch es ist, der das Wahrnehmen der Wirklichkeit bestimmt. Es kommt etwas wie Klärung in den Zusammenhang der Dinge. Ich erkenne: die Art des Menschen ist überall das Wertende — seine unzulängliche, begrenzte Art, die die Unzulänglichkeit seines Schauens überall hineinträgt und so nur das Nächste, Aeußerlichste als Wirklichkeit wahrnimmt. Es ist mir, als sähe ich damit die Quelle aller Rätselhaftigkeit, aller Unübersehbarkeit der Schöpfung, in den Menschen selber verlegt. Und ich präge nun: Der Mensch selber trägt in sich den Ursprung Gottes. — —

Einer sehr kurzen Erleichterung folgt noch größere Wirrnis. Meinem lichten Funde begegnet plötzlich die dunkle Frage, wo die Schöpfung beginnt. Und weitere Fragen wirbeln auf, wie: Ist der Mensch nicht selbst Schöpfung, deren Anfang und Ende in völligem Dunkel steht? Was ist die Seele? Woher stammen die Gefühle, die dich ins Grenzenlose hineintragen, die Empfindungen, die dich oft gleichsam der Unendlichkeit einverleiben? — Nirgends eine Antwort. Nur ein Lauschen, überweit hinausreichend, wie in Uferlosigkeit. Doch plötzlich dringt etwas wie Zauber da-

her. Das Dunkel erhellt ein süßes Licht. Diese Rätselhaftigkeiten, diese Unübersehbarkeiten tragen ein Leuchten in deine Seele. Und überall schaust du nun in Klarheit, wie das Ewig-Unentwirrbare beginnt: es ist dein Gottgefühl. Denn nicht das Uebersehen der Dinge, das Wahrnehmen der Wirklichkeit, sondern deine Klarheit im Auffinden des Unübersehbaren, im Erkennen der Grenzen der wahrnehmbaren Wirklichkeit, gibt Leben deinem Gottgefühl.

*

Ich bin über Gott ruhiger geworden. Stille streife ich durch die Waldung, bemüht, alles zusammenzufassen, was mir an Gottgedanken durch die Seele ging. Alles sieht sich so seltsam licht und zugleich dunkel an. Gott hat die Schöpfung gemacht, das All erschaffen: so lehrt uns die Bibel. Und unser Glaube übernimmt es so oder sollte es so übernehmen. Aber wo dieser Glaube abhanden gekommen ist, gibt die Bibel keine Lösung mehr. Und die Wissenschaft ersetzt keinen Glauben; sie ist Totes für den Sinn der Seele. Allein nur unsrer inneren Wahrnehmung folgend, gelangen wir dahin: Nicht Gott hat die Schöpfung gemacht, sondern die Schöpfung hat Gott geboren, was soviel heißen soll als: Das Ewig-Unentwirrbare und Rätselvolle in der Schöpfung gebiert in unsrer Seele Gott. Und ich schaue weiter den Begriff Gott aus dem Begriff Mensch hervorgegangen, beide Begriffe gleichsam ineinander verwachsen. Ich fühle: ein ganzer Mensch kommt von Gott nicht los. Das Aufkommen seines Gottgefühls bedeutet, daß er sich des Ewig-Rätselvollen um sich und in sich bewußt wird.

Und mir kommt der Einfall, als sei dieser Umstand das am meisten Entscheidende, als sei er das, was den Menschen über das Tier hinaushebt, was ihn in der Folge zu dem macht, was die Bibel ausdrückt in den Worten: „Der Mensch sei Gottes Ebenbild."

Müde endlich der Wirrnis, die mein Gottsuchen in mich trug, fällt mir des großen Walt Whitman mahnender Ausspruch ein: „Sei nicht neugierig nach Gott; denn ich, neugierig nach allem und jedem, bin doch nicht neugierig nach Gott.“ Ein eigenes Verstehen läßt mich an die Menschenseele die Mahnung weitergeben: Sei nicht neugierig nach Gott.“ Du findest seinen Ursprung überall — in der Schöpfung wie in dir selber — in der Natur der Schöpfung, wie in deiner Natur. Sein Wesen aber ergründest du nie. Ja, dieses Unergründliche selbst ist vielleicht nur eine Aeußerlichkeit Gottes. Darum: O sei nicht neugierig nach Gott!

*

Abgespannt liege ich da, mit geschlossenen Augen, und fühle nur dumpf die Weite des Raumes auf mich einströmen. Meine Seele flüstert: Du helle Kraft des Daseins, du lichtes Dunkel, führe mich!

IV.

Des Abends bin ich wieder hinausgegangen zur Rast, mit der Ausschau in das weite, grüne Tal. Frisch und lieblich blicken die Wiesenhänge zu mir herauf, und viele Sonnenfelder liegen auf den waldigen Höhen. Ueber den Bergen schweben die Wolken kraftvoll gerundet und glanzdurchwirkt. Zwischen den Wiesenhügeln schimmert ein Dorf herauf mit heller Kirche, die frei und stattlich über einer Häuserherde prangt. Es ist Castello, das Heimatdorf der Mutter Giovanni Segantinis.

Wehmütige Gefühle entspringen meinen Sinnen. Da mag sie vor Jahren und Jahren am Dorfbrunnen gestanden sein, Wasser schöpfend, als ein Mädchen jung und schön, in den Augen ein sanftes Glühen reifer Sucht. Und einer kam und nahm ihre Frische und Reife mit sich: der Mann ihrer Liebe. Dann lehrte sie wohl ihre junge Mutterschaft des Lebens Not und Seligkeit. Und allzubald kam wieder einer und entführte das junge, welkende, widerstandslose

Weib: der Tod. Aber die letzte Frucht ihres Leibes und wohl auch ihrer Seele blieb als kleines Kind zurück und wuchs sich zu einem großen Menschen aus. Und dieser große Mensch erwarb sich die Gottesgnadengabe des Sich-Mitteilenkönnens: er ward Künstler. Und als auch er starb, blieb seine große Seele, die seinen inneren Menschenwert ausmachte und seiner hohen Künstlerschaft zugrunde lag, in seinen Werken zurück. Denn Giovanni Segantini malte nicht die Berge, sondern die Freude, die Inbrunst, die Liebe seiner Seele für die große Landschaft — für die feierliche Gotteswelt der Berge. Nur so kam es, daß wir sagen können: Sein eigentliches Leben, das Wesen seiner Seele, blieb der Menschheit in seinen Werken zurück.

*

Mein Schauen wendet sich wieder hinab zu Dorf und Tal. Stille fließen die Lichter über die Wiesenhügel und Waldhänge. Oft geht ein Leuchten wie ein Jubel von ihnen aus, und das mannigfache Schattenspiel, das sich wogend ausbreitet, macht die Lichtflut noch heller, noch jubelnder. Ueberall glühen die Berge empor, und die Formen wölben sich und stehen gespannt, oft gleichsam berstend vor Licht. Ein Almenstreifen windet sich oben hin, glänzend und hehr, wie vom Sonnentaumel erfaßt und warm sprühend wie Sammt. Und höher ragen noch die Gipfel und Grate, hart und klar und verwegen über den weiten Wandungen der Berge prunkend, gleich schimmernden Kronen. —

Wie oft breitete sich schon so ein Abend über diese Gegend aus? Wie oft und oft im Gange der Zeiten, und leitete zugleich seinen mächtigen Zauber hinein in die Seele des Beschauers? — Vor mir in der Tiefe das Dorf Castello liegt wie inmitten der Herrlichkeiten mit seinem schönen Hügel, darauf die Kirche steht. Das Höhenrund der Berge ringsum erzwingt sich bewundernde Aufschau, wenn so ein Sonnenbrand darüber geht. Und Segantinis Mutter ent-

stammte diesem Dorfe. So hat sich wohl von Kindheit an der Zauber der Bergheimat in sie geschlichen und den Hang ihrer Seele beeinflußt, wenn vielleicht auch unbewußt; denn sie muß oft auf dem Kirchenhügel gestanden sein. Und das stille und einförmige Leben in ihrem Geschlechte hat gewiß die Aufnahme von Eindrücken vorbereitet und gefördert. Und so kommt endlich in ihrem Kinde das als mächtiger Drang zum Durchbruch, was sich in empfänglichen Stunden in Mutter und anderen Vorfahren im Verlauf der Zeiten als Hang angesammelt und gestaut hat. Dabei ist der letzte Antrieb vielleicht ganz geringer Art: die Rückerinnerung des heranreifenden Menschen an die allererste Kindheit, die noch in den Bergen lag. Und das Chaos von kalten Mauern einer großen Stadt wie Mailand um ihn, das wohl wie Totes anmutete im Vergleich zur lichten Südtiroler Bergwelt, die in der Kindheitserinnerung ganz zurückstand und darum um so lichter und strahlender erschien.

Hier schimmert mir schon helle, wie durch halbzerrissenen Wolkenflor, die Quelle des Gestaltungstriebes des späteren großen Meisters durch, und es ist nun leicht, dem Auswachsen dieses Triebes zur Gestaltungskraft zu folgen, sowie der Richtung und Färbung, die diese nehmen mußte. Und ein friedsames Staunen kommt in mich über die Art, wie in der Natur alles ineinandergreift; wie wir oft erst die Tat zu sehen bekommen, und ihr Ursprung schon lange da ist und so weit und tief zurückreicht.

*

Eine wohlige Gelassenheit drängt sich glättend in mein Empfinden. Sonder Hast und Eifer überdenke ich die Tiefen des Wirkens. Und wie der Ursprung einer Tat oft lange im Verborgenen läuft, so scheint mir, braucht eine ganze Tat oft ihre große Weile, bis ihre Wirkung ans Licht kommt. Dieser Umstand zieht sich durch das ganze Dasein der

Menschen und macht sich besonders bemerkbar im Schaffen des Künstlers. Und es macht oft die Sicherheit des Schaffenden aus.

Denn daß es Wege gibt, die abseits von der Hast und Unruhe und dem Uebereifer der Menschen im Verborgenen laufen und die Kraft des Schaffenden sicher dem Ziele, das ist: ihrer Wirkung, zuführen, ist das wonnige Erkennen, das geheime Glück des Künstlers. Und könnte es anders sein? — Der Künstler gibt Seele. Der Ausfluß eines Körnchens Seele aber überwältigt ein Heer von menschlicher Einsicht; nur braucht es dazu Zeit. Denn alles Seelische ist auch Entwicklung, ist Wachstum, ist Natur, ist Leben der Wirkung nach, und braucht seine Zeit, das Tote, das Grufthafte von Satzung und Herkommen und der festsitzenden menschlichen Einsicht und Meinung zu sprengen und zu überwinden.

Dies macht es auch verständlich, daß große Menschen und Künstler oft ihr Leben lang der Mißachtung und Dürftigkeit ausgesetzt sind und erst nach ihrem Tode zu Ehren und Ansehen, ja oft zur Vergötterung auferstehen, weil die Wirkung aus ihren Werken eben erst so spät ins Dasein tritt. Ja, vielleicht ist die Größe und Selbständigkeit einer Kraft, eines Schaffens, gerade jenes, was große Weile will, und zwar um so größere Weile, je größer und selbständiger und losgelöster von allem Ueberkommenen die Kraft oder das Schaffen sich ausspricht.

Wie unwillkürlich tritt hier die machtvolle Duldererscheinung eines Jesus von Nazareth in mein Sinnen ein. Sie zeigt sich mir als das eindringlichste Beispiel in der Geschichte der neueren Menschheit in bezug auf Mißachtung und Mißhandlung eines Erdendaseins von überwältigender Kraft und Größe, sowie in bezug auf Wandlung in der Wirkung nach dem Tode. Ich fühle, wie der Schimmer dieses längst verwehten Erdendaseins auch in meine Seele

greift — wie er wahrscheinlich bei der Seele eines jeden Künstlers anklopft — und wie ich diesem fernen Leben einmal länger nachhängen muß, um mit mir darüber ins Reine zu kommen. Denn so, wie es die heutige herrschende Allgemeinheit übernommen hat und weitergibt, strotzt es gewiß von Wucherungen, die mehr von den Schwächen einer herdenhaften Menschheit berichten, als von der inneren Kraft und Größe einer vielleicht mit Gott einsgewordenen Menschenseele.

*

Inzwischen ist der Abend vorgerückt und mahnt mich zum Aufbruch. Aus dem blauen, dämmerhaften Gewoge der Hänge hebt sich noch hell, fast weiß die Kirche von Castello ab. Weite grüne Hänge lagern davor, die langsam dunkeln. Die Waldung wird düster und verschwommen. Nur die Almenstreifen und die Grate und Gipfel sind noch sonnenglanzverbrämt. Darüber knäueln sich Schwärme goldig schimmernder Wolken. Sonst weithin eine lachende Himmelsflut, die den Abend auftrinkt. Und immer wird es stiller. Nur der Wind bläst in Farnkraut und Büsche, die zu meinen Füßen ruhn.

Bald gehe ich bewegt, gedankenvoll und beseligt — ich weiß nicht warum — meinem kleinen Dorfe zu.

Aus „Das Buch der Unsicherheiten". Xenien-Verlag, Leipzig 1911

Gemeinschaft / von Leo Sternberg

Wie wir uns gegenseitig zu dem gebildet haben, was wir
sind —
ihr weinroten Weiden und grauen Uferfelsen, fortgesetzt in
die Tiefe des Stroms!
Woher wüßte ich Rhythmus, Bewegung und elastisch überm
Leben zu wandeln,
ohne eure Biegungen, ihr Aehrentänzerinnen,
und euch, darüberhinsegelnde Schwalben!

Woher das Empfinden für Licht und Jenseitsahnungen,
wenn ich allabendlich nicht amaryllgrüne Klarheit schaute
und morgen die orangenen Teppiche des Tags!
Woher gewönne mein Körper die Harmonie, die ihm innewohnt,
daß er nicht ausgleitet auf Geröllpfaden, nicht schwindelt
am Abgrund und in der Woge nicht versinkt,
ohne das Ebenmaß, das der Anblick der Weite ihm mitgeteilt von Anfang an!
Ja, wie würde ich auf den Füßen stehen
(und was würden meine Füße für einen Sinn haben)
ohne dich, Ebne der Erde, der angepaßt sie geschaffen sind!
Und würde ich nicht zusammenbrechen in panischem Schrecken
— wie das Rehkitzchen bei des Wandrers Händeklatschen —
wenn der Baumstamm plötzlich zu reden anfinge
oder die gewohnte Natur sich nur um Haaresbreite verschöbe!
Der wahren Sprache freilich seid ihr kund;
und des Menschen Zunge ist nur Radebrechen der Ohnmacht
und oberflächliches Stammeln, das er nicht sagen will, über unfaßbare Tiefen hinweg.
Ihr Stummen allein habt euch die Sprache bewahrt:
Hochlandwipfel, die ihr vom Geiste rauscht;
ihr Düfte des Veilchens bekennt verzehrenden Ueberschwang;
und wer schöpfte die Luft in ein Wort, wie ihr Wasserstürze unter Regenbögen!
Wie hätte ich Kraft, zum Himmel hinaufzustreben,
ohne daß ihr mit mir hinaufstrebtet insgesamt:
Halme, Buchenhallen, Bergzackenmeer und Raubvogelpaare darüber;
wenn ihr nicht ausjauchztet in eurem Hochgesang,
was mir selber schlief im gemeinschaftseligen Herzen!

Beethoven / von Desider Kosztolányi

In der Tiefe des Theaterorchesters, vor einer grünschirmigen elektrischen Lampe saß Bolcek, der böhmische Hornist. Wenn der Dirigent auf das Pult klopfte, preßte er die riesige Trompete an den Mund, seine Augen traten hervor wie die eines Karpfens, seine beiden Wangen schwollen zuerst von der eingesogenen Luft an, dann strömten diese Luftmassen langsam und im Takte durch das Rohr und die Wangen fielen wieder ein. Oftmals wiederholte er dieses Spiel, blies mit Seele und blies Seele in das Instrument. In den Abendstunden trank er auch Wein, der Kopf, den schon die Musik erregt hatte, schwirrte angenehm. Wenn er die Trompete blies, fühlte er seine Lippen bersten, seine Wangen von den Freuden des Fortissimo explodieren, auf seiner Haut wurden die häßlichen lilaroten Rosen des Weines und des Alters noch dunkler. Dann schloß er die Augen, die Welt schwamm vor ihm in dunklen Farben.

Wohl waren seine Wangen noch rot, sein Gang fröhlich, doch seit einiger Zeit keimte in ihm der Tod. Die Leute in seiner Umgebung sahen nur, wie seine Gesichtszüge marmorstarr wurden und ihm die Augen ein wenig einfielen. Das traurige kleine Männlein ging eines Tages heim, setzte sich in den verschossenen grünen Lehnstuhl, in dem schon Vater und Großvater gestorben waren, und rechnete, gelassen und weise, wie es dem Philosophen geziemt, mit dem Leben ab. Er hatte sich einiges Geld erspart, verließ das Orchester und lebte nur noch den Konzerten und dem Wein. Im Uebrigen jedoch erfuhr seine Lebensweise keine Veränderung. Zeitlich stand er auf, wusch sich ausgiebig und lange und machte einen oft zwei Stunden dauernden Spaziergang zwischen den Fliedersträuchen des Stadtparks. Er wußte eigentlich selbst nicht, was ihm fehle, doch dessen war

er sich bewußt, daß ihm nur noch einige Monate, vielleicht gar nur einige Wochen beschieden seien. Dann war's aus.

Seine einzige Passion war der Besuch von Konzerten. Selbstsüchtig und leidenschaftlich liebte er die Musik, und seine Ohren, diese geübten und feinschmeckerischen Hörorgane, saugten die anschwellenden und leiser werdenden Tonstürme gierig ein. Er mochte von Musik nicht viel verstehen, aber er konnte sehr aufmerksam zuhören. Als alter Veterane der Musik trat er in Habtachtstellung vor die genialen Tonkünstler. Stets fand er sich als erster im Konzertsaal ein. Um sieben Uhr schleppte er sich schwerfällig und ernst die Treppen empor. Der Türsteher, die Garderobiere lächelten, auch er tat so, schlenderte dann langsam in den leeren Saal hinein, nahm in der ersten Reihe Platz, putzte die dicken Augengläser blank, um die Musik auch sehen zu können, und harrte mit verschränkten Armen artig des Kommenden. Das Publikum schwätzte, zischelte, schnatterte, er jedoch saß immer ehrerbietig und zur Ruhe mahnend, als sei er berufen, der Kunst in einer Epoche der Pietätlosigkeit zu ihrem Recht zu verhelfen und sie gegen die Gleichgültigkeit der Barbaren zu verteidigen.

Es war an einem kühlen, zeitlich dunkelnden Oktoberabend. Dicht lag der Nebel über der Stadt, die Menschen kämpften mit ihm, verschwanden in ihm, die Trambahnen klingelten wie besessen. Verwirrung und Erwartung schwebte überall. Von seinem schäbigen Regenschirm troff der Regen, als Bolcek den Eingang erreichte. Er schien zu spät gekommen zu sein, war müde und traurig, konnte sich kaum auf den Beinen halten. Ursprünglich war es gar nicht seine Absicht gewesen, hieher zu kommen, doch nun stand er vor der Türe und es gab kein Zurück.

Auf den Fußspitzen schlich er zu dem nächstgelegenen Platz, und es machte ihn nervös, daß er nicht auf der gewohnten Stelle saß. Rings um ihn unbekannte Leute, neben ihm

ein Fenster, dessen Vorhandensein er früher nicht bemerkt hatte. Unerträglich war die Hitze im Saal. An der Decke oben keuchten die von der Schwüle betäubten Gasflammen, die Spiegel blickten starrend von den Wänden, die Musik aber schwirrte hoch in der Luft und war schläfrig und matt, als wollte sie in jedem Augenblick verklingen, verstummen. Die Musik und die Schwüle strömten ineinander.

Er bemühte sich sehr, konnte aber nicht aufmerken. Runzelte die Augenbrauen und betrachtete das Publikum. Neben ihm saß ein sehr sorgfältig frisierter älterer Herr, dem man es deutlich anmerkte, er sei direkt vom Friseur ins Konzert gekommen, hinter ihm ein exaltiertes Frauenzimmer, welches sich so stark vorbeugte, daß es schier vom Sessel fiel, in der Reihe vor ihm lauter zerraufte junge Männer und ein dickwanstiger Journalist, der wichtigtuend die Ouverture anhörte. Und auf dem Eckſitz, ganz in der Nähe des Fensters, saß . . .

Bolceks Kopf begann zu schmerzen, sein Atem stockte.

„Unsinn!“ sagte er.

Sah dann wieder hin.

Daheim, über dem Bette, hing der Gipsabdruck seiner Totenmaske. Er erinnerte sich ganz genau an die Jahreszahl seines Todes und rechnete schnell aus, wie viel Jahre seither verflossen waren. Er sah vor sich die Faksimiles seiner letzten Noten, sein blasses Porträt und das Bild, welches ihn auf der Totenbahre darstellt. Es war also unmöglich. Er sah nicht hin und versuchte zu lächeln. Doch je länger er abgewendet saß, umso stärker fühlte er, daß ihn der Blick des Fremden rufe, sich durch seine gestärkte Hemdbrust bohre, in seinen Körper dringe. Er mußte sich umwenden, ob er wollte oder nicht.

„Unmöglich! Unmöglich!“

Er fuhr sich über die Stirne. Sein Kopf war heiß, der Blick verschwommen, er phantasierte anscheinend.

Plötzlich richtete er sich auf und wandte sich entschlossen um, als gälte es, sich selber zu beweisen, daß er sich nicht fürchte. Der Unbekannte saß genau noch wie vorher. Auf den Sessel zurückgelehnt, den schweren großen Kopf auf die rechte Hand gestützt. Deutlich zu sehen war das Profil. Einige kurze Augenblicke verginaen, der Fremde wandte sich langsam und gelassen um und sah ihn an.

Bolcek erbleichte und dachte daran, daß ihm in letzter Zeit oft Sachen passiert waren, die er sich nicht erklären konnte, auch hatte er am Nachmittag zuviel Wein getrunken. Vor Schreck blieb ihm der Mund offen.

„Beethoven . . .!"

Er war es, der taube Gott, fast genau so, wie ihn die Bilder darstellten oder wie er sich ihn dachte. Er war hergekommen, in diesen Saal, mengte sich unter das Publikum und wurde von diesem nicht einmal bemerkt. Bolcek zweifelte nicht mehr. Er war vor ihm; wenn er ihm näher trat, konnte er seine Kleider betasten, in sein knochiges Gesicht schauen, in die stolztraurigen Augen. Er könnte ihn anreden, mit ihm sprechen. Bekäme Antwort, eine einfache barsche Bemerkung, wie er etwa zu einem stümpernden Organisten gesprochen haben mochte.

Er betrachtete den regungslos sitzenden Fremden, ohne auch nur den Blick abzuwenden. Der Fremde schob den großen Schädel vor, strich die Löwenmähne mit den mageren länglichen Fingern zurück, lehnte sich dann wieder in den Sessel und saß wie die anderen Zuhörer. Seine Züge waren gröber als auf den Bildern, seine Nase größer und formloser, aber er war dennoch schön und seine dünnen germanischen Lippen fein und frisch wie die eines jungen Mädchens. Nur sein sonnverbranntes Gesicht war ein wenig blaß, als habe er die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen und sei von einer weiten Reise abgemattet. Sein rechter

Ellenbogen war weiß, vielleicht von den Steinen des Grabes. Oder hatte er die Mauer gestreift, als er eintrat?

Er trug einen langen schwarzen Rock, seinen Hals preßte ein hoher, weicher, spitz hervortretender Kragen, die etwas altmodische, aber nicht auffällige rostbraune Halsbinde wand sich einigemale um den Kragen, war zu einem groben Knoten gebunden und von einer Brustnadel mit blauem Stein zusammengehalten. Auf der schwarzen Weste baumelte eine schlichte dünne Silberkette. Das Haar starrte in wilder Unordnung gegen den Himmel!

„Wie ruhig und schlicht er dort sitzt . . . ganz wie die anderen . . .“

Bolcek erinnerte sich nun daran, der Fremde sei unmittelbar vor ihm eingetreten. Er hatte ihn ganz bestimmt beim Billetschalter gesehen, wie er sich eine Karte löste, diese in die Tasche steckte und der Türe zuging.

„Also, so ist er, so . . .“ dachte Bolcek, während er den Fremden fassungslos anstarrte. „Wenn ich ihn ansprechen könnte, wenigstens den Saum seines Rockes berührte . . .“

Das Publikum applaudierte, auf dem Podium verbeugte sich ein junger Mann, dann entstand wieder Lärm, die Leute strömten während der Pause hinaus, Stühle wurden hin und her gerückt, es wurde getrampelt, geflüstert, laut gesprochen.

Keine zehn Sekunden dauerte es und der Musiker stand auch schon hinter dem Rücken des Fremden, der zwischen den unruhigen Menschen regungslos mit verschränkten Armen saß.

Langsam legte ihm Bolcek die Hand auf die Schulter.

Der Fremde drehte sich um und sah ihm ohne Erstaunen ins Gesicht; kehrte ihm dann das Antlitz völlig zu und reichte die Hand hin, als seien sie alte Bekannte. Der Trompetenbläser begann zu stammeln, doch der Fremde

faßte ihn ungezwungen bei der Hand und nannte, als stelle er sich vor, seinen Namen.

„Nein . . . unmöglich ist es . . .“ keuchte Bolcek und sank auf einen benachbarten Sessel.

Er blickte sich um, wäre gerne aufgestanden, wollte sich verbeugen, wie man sich vor einem Altar verbeugt, hätte gerne etwas gesagt, wie wenn man bei der Audienz mit dem König spricht, aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken.

„Ah . . .“ stammelte er.

„Ich bitte, seien Sie vorsichtig“, sagte der Fremde, „ich möchte nicht gerne erkannt werden. Ich mußte herkommen, obwohl ich Ihnen den Grund nicht sagen darf . . .“

Er sprach abgerissen, mit heiserer, nicht angenehmer Stimme.

Zwei junge Mädchen gingen vorbei, von deren Lachen seine Worte verschlungen wurden.

Die beiden Männer waren bei der Türe angelangt. Sie gingen leicht und schnell, flogen fast dahin. Draußen, auf dem kühlen Gang, eilten sie mit großen Schritten über die geräuschdämpfenden, rotlinierten Faserteppiche. Mit väterlicher Liebe, ein wenig streng, aber gütig blickte der Fremde in die Augen des Trompetenbläsers und sprach leise, als presse ihm Kummer die Brust. Er bewegte oft verzagt die Hand, nickte entsagend, zuckte die Achseln, große Gleichgültigkeit entströmte seinem Wesen, eine Gleichgültigkeit, die manchmal entsetzenerregend war.

„Wie lange . . . wie lange . . . bleiben Sie hier?“ stotterte der ehemalige Musiker und sah den Fremden von der Seite an.

Der Fremde lächelte und blickte auf die Uhr.

„Morgen in der Frühe, um fünf Uhr, geht mein Zug. Dann fahre ich fort . . .“

Bolcek hing ihm an den Lippen.

„Und kommen nie mehr zurück?“

„Nie mehr.“

Auf dem Gang des Hotels war es kalt. Frostiger Herbstwind strich zwischen den nackten Bäumen dahin, auf dem abgestorbenen Rasen tanzten verdorrte Blätter ihren Totentanz, vom Hofe her warfen einige dünne Eisenstäbe ihre Schatten auf die Fenster. Aus der Dämmerung tauchte gespensternd eine lange Mauer auf, innerhalb einer Umfriedung wusch der langweilige Regen die auf einander getürmten Tische blank. Die Tische wuchsen zu phantastischen hohen Bahren. Ein Kellner eilte über den Gang und verschwand geräuschlos. Einige Türen schlugen zu, Betten knarrten, während sich die Gäste eilends hineinwarfen. Dann hörte man das Auspusten der Kerzen, das Pochen der vor die Türe geworfenen Schuhe.

Der Fremde wurde unruhig und reichte dem Trompetenbläser die Hand.

„Sie verzeihen, aber ich muß jetzt hinauf. Ich wohne hier im zweiten Stock, Tür sechs. Habe noch einiges zu ordnen . . . aber in einer halben Stunde erwarte ich Sie im Foyer, beim Eingang der Säulenhalle.“

Er sah sich noch einmal um.

„Ich erwarte Sie.“

Damit verließ er Bolcek. Das Publikum des im Hotel befindlichen Konzertsaales drängte sich durch die Türen, die schwarze Flut der Menschen wälzte sich dahin und schlängelte sich über die verzweigten Stiegen.

In fünf Minuten war das festliche, kryptenartige Gebäude schon völlig ausgestorben. In der Säulenhalle kauerte bloß der wartende Musiker. Der Zeiger hatte bereits die Zwölf passiert und der Unbekannte kam noch immer nicht.

Auf den Wangen des Alten malten sich bunte Fieberflecke. Seine Taschenuhr zeigte bereits die erste Stunde nach Mitternacht. Er hielt es nicht länger aus, rannte in

die Kanzlei und verlangte das Fremdenbuch. Große krause Buchstaben sah er, eine farblose grobe Schrift. Seine Buchstaben, seine Schrift.

Er hastete in das Zimmer hinauf. Klopfte an. Die Türe war nicht versperrt. Er zog die Zünder aus der Tasche. Niemand war da. Blanke Reinheit, versperrte Schränke, die Schlüssel auf dem Tisch, an den Möbeln keine Spur der Benützung. In der Luft Geruch angenehmer Reinheit. Die Kerzen nie angezündet, ihre Dochte seidig und gefranst, die Handtücher ungebraucht, nicht zerknüllt, schneeweiß wie Altardecken. Das ganze Zimmer wie eine weiße Mädchenstube. Die Wasserflasche bis an den Rand gefüllt, die Gläser trocken, das Bett unberührt.

Bolcek wandte sich an den Kellner hinter seinem Rücken.

„Er ist fortgegangen?"

„Ich sah ihn nicht."

„Seit wann wohnt er hier?"

„Schon seit einigen Tagen. Er sprach niemals mit uns. Wir wußten nicht, wann er kam und ging. Am Morgen war sein Zimmer immer leer, das Bett unberührt, die Kerzen nicht angezündet gewesen."

Der Alte kam heim, als es schon heller Morgen war. Zerbrochen und müde warf er sich aufs Bett und stand nicht mehr auf.

(Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein)

Frühling / von Gottfried Kölwel

In allen Gärten, die gesegnet sind,
Atmet erwachter Flieder sich die Brust weit,
Brunnen steigen aus dunkler Gruft und leuchten,
Aus den Bäumen taumeln Vogellieder in den Wind.

Tiefsehnsüchtige Menschen fühlen feuchten
Glanz in den Augen, weil sie selig wie betaute Bäume sind.

Klage und Trost / von Fritz Lampl

(für Robert Zellermayer)

Der Mensch

In meinem Spiegel hängt ein fremdes Bild,
Bedeutend hallt es auf den feuchten Gängen,
Erinnerungen lächeln ungestillt
Und süße Schwermut will mich auch bedrängen.

O mein Gesicht verlangt nach eurem Flug
Ihr lieben Lerchen in den Himmelswellen.
Gesellen ihr aus Taugenichtsnovellen
Nach euch verlangt mich und nach eurem Wanderzug.

Liebende ihr in den zärtlichen Wiesenhecken,
Wie kühlt euch Gras das glücklich heiße Blut.
Wie schön, wenn ihr am Abend unter Bäumen ruht
Und gar, wenn Berge euch zur Nacht verstecken.

O winterlicher Glanz, o Flockentanz.
Ich bin im Schneestaub lustig eingefangen.
O Frühling, Frühling auf den kalten Wangen,
Und um den Brunnen schmilzt schon der kristallne Kranz.

Frei sein! O bräch die Wand in tausend Stücke;
Da draußen ist die Welt und ihre Fröhlichkeit.
Ich bin so einsam, daß ich mich im Leid
Sehnsüchtig zu dem eignen Schatten bücke.

Der Tote

O Leben, Liebe, sterbliches Gefühl.
Nun ausgebrannt und aller Not entronnen,
Vom Schein befreit und ganz im Licht versonnen
Hebt sich mein Geist und wird unendlich kühl

Und gleitet durch die schattenlosen Tage
Wie eine Wolke silbern überhaucht.
Greis, der ich war, verkümmert und verbraucht,
Wo ist dein Schmerz und deine arme Klage.

Still ist der Raum und ewig unermessen,
Still sind die Zeiten, die vorüberfluten;
Ich bin ein Stern und meine Augen bluten,
Gott lenkt mich gut und hat mich nicht vergessen.

O Mensch, verirrt in deine böse Nacht,
Sieh, meine Augen werden dich behüten.
Leg dich ins Grün, tief in das Herz der Blüten
Und träume. Bis die Ewigkeit erwacht.

Kleine Sämereien / von Carl Dallago

Das „Kriegstagebuch“ von Dr. Burghard Breitner (Bruno Sturm) dürfte zum Besten gehören, was über den Balkankrieg 1913 geschrieben wurde. Ein Gefühl, das sich rein menschlich dartun will, überwiegt in der Schilderung; der Soldat und der Arzt kommen erst an zweiter Stelle. Das macht mir das Buch sympathisch. Und wenn es in das hohe Lob des Soldatentums ausklingt: „Soldatentum ist im tiefsten Grunde Idealismus. Und darum ist ihm die Ewigkeit sicher“, so kann damit nur gemeint sein, daß das Soldatische eben jenes menschlichen Gefühlsüberschwangs fähig sein muß, der freudig Gut und Leben einzusetzen bereit ist. Daß auch der Geist diesem Schriftsteller (der während des Krieges als Arzt seine Kräfte den Bulgaren widmete) nicht mangelt, zeigen folgende Worte, die zugleich seine Anschauung über unsere Errungenschaften kenntlich machen: „Tief bewegt stand ich einst vor der kleinen Moschee in Ezub, die den Mantel

des Propheten birgt. Die mystische Kraft der Vorstellung, die die ganze Ewigkeitshoffnung eines Volkes in sich schließt, fiel mich an. Einmal, wenn der Islam in Not ist; wenn das Maß fremder Gewalttätigkeit erfüllt und die unfaßbare Geduld dieses Volkes zu Ende sein wird — wird der Sultan in allem Glanz zum alten Serail kommen und den Mantel des Propheten entfalten. Und ein Brand wird auflodern über die Welt wie nie zuvor . . . Die Millionen der europäischen Türkei, die Millionen in China, in Afrika, die Hundert Millionen unter Englands Szepter, die Millionen unter russischer Herrschaft werden zu den Waffen greifen . . . und aus diesem ungeheuren Morden wird der Islam auferstehen . . . und wird sein ewiges Recht zu Traum und Stille und Gebet lächelnd in Händen halten." Ich sehe hier von der Vorstellung eine Sphäre berührt, in der der Mensch zum Soldaten wird. In der vor lauter Zwang das Zwingende zerbricht und alles, was von diesem Zwingenden niedergehalten wurde, auf die Zwinger losstürzt.

*

Desselben Verfassers Schrift „Gegen Weininger" führt den Untertitel „Ein Versuch zur Lösung des Moralproblems". Er scheint mir nicht glücklich, da der geschlechtliche Moralbegriff im Grunde nur geschädigtem Menschentum anhaftet und insoferne keiner Lösung bedarf. Zwar versucht der Verfasser auf wissenschaftlichem Wege zu neuen freien Moralgesetzen durchzudringen, und es gelingt ihm auch. Aber das Wissenschaftliche verallgemeinert, und was verallgemeinert, ist eigentlich ein Totes; das Lebende hebt heraus, sondert ab, je mehr es lebt. Aus diesem Grunde kann das Wissenschaftliche auch nicht bedeutend sein, weil das Bedeutende falsch wird, wenn es verallgemeinert wird. Das trifft auch für diese Schrift zu, die fest auftritt und mit dem Tonfall der Energie das Wort setzt. Aber Energie ist

nur der Aufruf und Zusammenhalt der unschöpferischen Kräfte. So kann man dieser Schrift auch zum Vorwurf machen, daß sie wissenschaftlich ist und das Gefundene zu verallgemeinern sucht. Nebenher gelingt ihr freilich manches Schöne, weil der Verfasser Auge und Ohr dem Schöpferischen immer offen hält. Zuletzt wird das Gefundene also präzisiert: „Jede Handlung, die ein unangefochtenes und bleibendes Lustgefühl bewirkt, ist moralisch... moralisch gut. Jede ein persönliches Unlustgefühl nach sich ziehende Tat ist unmoralisch, moralisch schlecht. Jede erotische Betätigung, die ein unbedingtes und dauerndes Lustgefühl bewirkt, ist im höchsten Sinne moralisch." Daran knüpft der Verfasser (der Empfindung für eine Reaktion der Sinnesorgane, also immer für ein Physisches, Gefühl hingegen für ein Psychisches genommen wissen will) die Betrachtung: „Nach diesen Gesetzen vermag jeder Mensch zu leben. . . . Der einfachste Mensch wird wahrhaft beten . . . in Küssen beten und in frohberauschten Stunden . . . Sein Gewissen wird die Kraft seines Lebens im Auge haben — nichts weiter. Wie jung, wie hell . . . wie tief glücklich muß die Erde werden . . ."

Diese letzten Worte, der wissenschaftlichen Abhandlung angefügt, gehen wohl Wege einer falschen Hoffnung; sie gehen überhaupt zu weit für mein Gefühl. Hier wird das laute verallgemeinernde Wort beinahe vorlaut. Denn der Schimmer tiefer Gefühlszustände vergeht vor den Worten, die ihn zur Verallgemeinerung festhalten wollen. Auch mag, so richtig das Aufgefundene ist, neu nur seine wissenschaftliche Herleitung sein. Im Uebrigen ruht es von jeher in jedem Menschen, und im Menschen, der zu sich findet, erwacht es wieder. Es besagt: daß solchem Menschen nicht mehr eine Moral das Liebesleben regelt, sondern sein Gefühl. In meiner Schrift „Otto Weininger und sein Werk" (die von ähnlicher Anregung ausgeht wie Bruno Sturm)

habe ich ganz unwissenschaftlich, auf reinem Gefühlsweg in diesem Punkte dasselbe Ergebnis. Dort heißt es: „Und so, denke ich, legt der Umgang und Kräfteaustausch zwischen Mann und Weib, als gleichsam mikrokosmischer Umgang und Kräfteaustausch, in den ursprünglichen Menschen kein Schuldgefühl und keinen Ekel (der allerdings das sicherste Merkmal einer Schuld wäre)." In der Schrift „Gegen Weininger" bleibt also das Maßgebendste die wissenschaftliche Durchführung: daß die Regelung des Liebeslebens durch das Gefühl moralischer ist als seine Regelung durch die Moral. Mehr scheint der Verfasser auch nicht beabsichtigt zu haben; sagt er doch selber: „. . . die Vermessenheit, dem Mysterium des menschlichen Organismus in seinen subtilsten Vorgängen bindende Gesetze auszuforschen, lag niemals in der Absicht dieses Versuches." Und so zieht sich seine wissenschaftliche Feststellung wie ein Geländer den Weg entlang, den der Mensch von selber gehen muß. Aber es verhält sich dabei so: diese Feststellung ist kaum imstande zu bewirken, daß der Mensch genug Mensch werde, um jenen Weg zu gehen; wer aber Mensch genug ist, den Weg zu gehen, bedarf keines Geländers mehr. Denn die Moral ist ein gordischer Knoten, gebunden von einem Menschensinn, dem das Bindende der Natur abhanden gekommen ist. Solchen Knoten löst man nicht; wer Mensch genug ist, wird ein Alexander an ihm.

E. G. Kolbenheyer / von Will Scheller

In seltenen Fällen begibt sich heutzutage jemand eines besonderen Vorteils, wenn er es unterläßt, die Großzahl zeitgenössischer Produkte der erzählenden Prosa einer mehr als jahrmarktmäßigen Beachtung zu würdigen. Er ist fraglos im Recht, allem literarischen Wust und Schwall vorsorglich aus dem Weg zu gehen, denn er fühlt sich oft geradezu persönlich behelligt von dem Hochdrang anmaßender Erzeugnisse, denen der Stempel des Ungültigen und Parasitären auf der Stirne, will sagen, auf dem Buchumschlag haftet. Bei dieser maßlosen Ueberschüttung mit Hervorbringungen mindester Qualität ist es darum auch kein Grund zum Verwundern, daß Werke von tatsächlichem Wert auf ihre Entdeckung für eine weitere Ausstrahlungsmöglichkeit verzweifelt warten müssen. Zumal scheint jene Kunst des Erzählens, welche den ihr eigenen Ausdruck sonderlich im Roman findet, infolge zahlloser Mißbräuche, bei den geistigen Lesern so sehr an Ansehen eingebüßt zu haben, daß das wirklich Wirksame ihrer Bedeutung ohne Zweifel aufs Bedauerlichste gelitten hat. Die schlechten Publikationen ihrer Art, welche seit Jahrzehnten und länger alles Vortreffliche in einem unsauberen Meer zu ertränken drohen, haben es dahin gebracht, daß der denkende Mensch dem Roman durchaus abhold geworden ist wie einer Kunstform, die man als minderwertig bezeichnen müsse. Diese Abneigung ist an sich wohl einseitig zu nennen, hat aber ihre Begründung in dem niederen Stand neuzeitlicher Produktion und kann deshalb nicht ohne weiteres verdammt werden, wiewohl Werke von dauerndem, höchstem Wert, vergangenen wie diesen Zeiten entstammend, eine Allgemeingültigkeit solcher Abneigung unmöglich machen.

Der Roman ist nicht bloß eine kunstgemäße Konzentration von hauptsächlichen Wesenszügen eines allgemein Gesellschaftlichen, sondern auch, wenn er etwas bedeuten will, sinnbildliche Manifestation charakteristischer Eigenschaften der Zeit, welche sowohl in den Wesenszügen der Gesellschaft als auch im Gehaben der inneren und äußeren Aktionen von Einzelnen, und nicht minder kräftig in den rein historischen Momenten, auch sofern sie szenisch gedacht sind, die Spiegelung ihrer Gebärde findet. Hiermit ist angedeutet, daß

der geschichtliche Roman, sofern er nicht rein um patriotischer Affekte willen geschrieben ist, gar nicht recht zu trennen sei von der Gattung der Romane überhaupt, denn er ist nur eine deutlichere, härtere Versinnbildlichung einer Zeit, und somit ebensoviel bildhafter, wie lehrhafter. Dies hindert nicht, daß ein Roman auch ohne auffällig historische Färbung die Zeit, aus welcher er innerlichst erwächst, lebhaft nachzubilden vermag und also „historisch" sein kann; es ist die produktive Distanz, welche hier Unterschiede hervorruft, und natürlich die dichterische Einzelkraft.

Heutigen Tages, wo in Europa Alles aus Zersplitterungen sich mühsam aneinanderkettet, ist es undenkbar, einen wirklichen, alles umschließenden Zeitroman zu verfertigen. Vorläufig ergehen sich die Romanciers in Einzelschilderungen von Milieus, im Abmalen bestimmter gesellschaftlicher Gruppierungen, und können es vielleicht auch nicht anders bezüglich dieser Zeit, indem ein Roman, der sich vermäße, das Bild des Ganzen fassen zu wollen, ohne Zweifel einem Kaleidoskop gliche. Demzufolge ist es begreiflich zu finden, wenn heute Epiker auch und gerade von geistiger Potenz der Symbolisierung mehr oder minder lang versunkener Zeiten sich zuwenden, um ihr Wirken in der nun einmal angeborenen Form mit Gehalt zu erfüllen, nachdem sie gefunden haben, daß aus der Zeit, in welcher sie leben, Erfüllendes nicht leicht zu holen ist. Diese Produzierenden von Rang, ihrer schöpferischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten sich wohl bewußt, wollen etwas zu umfassen haben, und weil sie finden, daß einerseits die Erscheinungen ihrer eigenen Zeit noch haltlos und schlüpfrig sind und andererseits die künstlerische Kraft ihrer selbst nicht mächtig genug, um wie große Slawen, Skandinavier und Romanen der jüngsten Vergangenheit, sich alles Zeitliche herrisch zu unterwerfen und genial zu formen, geben sie sich nur zaghaft Mühe mit den mißfarbenen Bildungen einer Epoche der Gärung und lassen ihren Fleiß und ihr Besinnen lieber um einheitlichere, deutlichere Zeitabschnitte sich bemühen, und gestalten auf solche Art Bilder, deren lebendiger Reiz dem Schneckengemüt des Publikums allerdings nicht behagt. Denn die Gebilde der Kunst in ihrer mächtigsten Zusammenziehung auf eine bestimmte Idee, das ist, in größter Wucht

des schöpferischen Impulses hinausgestoßen und zugleich rücksichtslos auf den geistigen Grundriß zurückgehalten, besitzen nicht das Einschmeichelnde, das anderen Werken die rasche Gunst der Menge erbuhlt, eine manchmal schwer nachzuweisende, gelinde gesagt: epische Diplomatie, welche die Aufmerksamkeit des Lesers im Stofflichen umgarnt, um ihn über die Unkunst des Produktes hinwegzutäuschen. Der Geschmack der gegenwärtigen „Lesewelt" ist auf einem bedenklichen Niveau, und das ist denen zu verdanken, die es verstehen, zu interessieren, ohne interessant zu sein, denen, welche die Oberfläche des Lebens oberflächlich reproduzieren und hierdurch den Beifall des Publikums im vorhinein besitzen, welch letzteres, weil selber untief, nur die Peripherie der Dinge sieht und nur an ihr teilzunehmen gewohnt ist.

*

Aber die Autoren von geistiger Potenz würden auch ohne traurige Erfahrungen wissen, daß ein Werk von Wert sein Gebiet nur langsam erobert und um so sicherer behält, je schwieriger diese Eroberung sich gestaltet hat. E. G. Kolbenheyer dürfte kennzeichnend zu ihnen gehören, und er wird sich kaum durch die Trägheit des deutschen Publikums entmutigen lassen, denn sofern aus der seinen Büchern innewohnenden Kraft etwas zu schließen ist, so ist es, daß er obsiegen wird und nicht jene Trägheit. Im Folgenden soll nachgewiesen werden, inwieweit diese Behauptung zutrifft, inwieweit also Kolbenheyer in seiner der Zeit ideal entgegengesetzten Produktion von Bedeutung ist.

Das erste Buch, das er geschrieben hat, heißt „Amor dei" und ist ein Spinoza-Roman. In diesem Untertitel scheint schon zur Hälfte jene Ablehnung begründet zu sein, die dem Buche von weiteren Kreisen zuteil wurde. Denn nichts ist dem größeren Publikum unangenehmer, als das Nachdenken über eine Sache, gar noch über den Inhalt eines Romans, insonderheit aber, wenn er sich um einen philosophischen Kern bewegt. Der weitere Grund zu jener Ablehnung ist darin zu suchen, daß dieses Buch in keiner Weise entgegenkommt.

Denn es ist ein Kunstwerk, ein Gebild von eigentümlichen Kräften, und es gibt in diesem Betracht nichts Zwingenderes

als ein Kunstwerk; es läßt sich nicht genießen willenlos wie eine Frucht, sondern es gebietet wie ein starker Wein, der König ist über die Trinkenden. Und dieses Buch „Amor dei" ist ein solches Werk, mit warmen, eifrigen und treuen Händen geformt, im mühsäligen Ringen um das Bild, das doch nicht daraus wurde. Nein, es wurde nicht das Bild daraus. Benediktus de Spinoza, der große Milde, wandelt darin umher, verschwindet und taucht wieder auf, wesenhafter zwar und eindringlicher von Blick als die übrigen Menschen, wesenhafter auch und eindringlicher als jemals in einer früheren Darstellung, aber als Bild das Ganze doch nicht beherrschend. Indessen war es dem Dichter vielleicht aus Gründen, die ein Anderer schwerlich übersehen kann, nicht möglich, nur ihn allein zum Gegenstand so herzhaften Bildens zu machen. Denn Spinoza ist ja nicht nur ein überragender Mensch gewesen, er verwahrt vielmehr in den Worten seines Mundes, in dem Blitz aus seinen Augen das gesamte Sehnen der Zeit, welche ihn notwendig hervorbrachte und ebenso notwendig von Neuem mitgebildet werden mußte, als er vorbildlich erstand. Und sie wurde in der Tat; die ganze Zeit einer fesselnsprengenden Erkenntnis wird hier wach und redet in vieltönigen Bildern, und was sich einem zuerst über die Lippen drängt im Alleinsein mit diesem Buche, das ist ein Vergleich: Radierungen von Rembrandt. Bild um Bild, gleichgültig, in welches Licht gehalten, verlangt immer dasselbe Wort. Und das ist wahr, daß man es gerne und mit Freude sagt. Man wird mitgerissen von dem Feuer in diesem Buch, man wird geschüttelt und ganz aus der eigenen Gegenwart herausgehoben. Das Buch hat eine Kraft, daß man zuweilen die Zähne aufeinander beißen möchte, um sich ihm gegenüber zu behaupten.

Da ist, um nur ein Beispiel aus unzähligen zu nehmen, geschildert, wie die Brüder de Witt, diese seelenstarken, hochdenkenden und bedeutenden Herren, von der viehischen Niedertracht und der Bestialität der Canaille buchstäblich zerrissen werden, wie der gemeine Pöbel mit Lust und Gier seine Hände in das Blut der hingeschlachteten Helden taucht, und wie dann der stille Spinoza kommt und die Herzen der beiden Brüder, das einzige ganz Erhaltene, das, was

sich nicht zerreißen ließ, aus den eklen Händen eines blutriefenden Schurken loskauft, als sie öffentlich feilgeboten werden, und sie der Schwester der Toten bringt, damit nicht das Edelste unter die Säue käme. Aber man muß dieses lesen, um ganz der Wucht inne zu werden, mit welcher es geformt ist.. Man glaube jedoch nicht, daß es in diesem Buche immer so grausam hergehe. Dieses war nur eine aus der Historie gefolgerte Szene, und es finden sich dem gegenüber Passagen von einer so klaren Süße, von einer so wundervollen, ganz unsentimentalen Innigkeit, daß man oft genug wünscht, länger darin verweilen zu können.

Der amor dei intellectualis wird in diesem Buche geboren, und es ist mit Bewunderung anzusehen, wie er aus dem Dunkel heraufwächst zu einem unbeschreiblich reinen, schönen Licht. Er ist zu sehen, erst in dem Meer einer allgemeinen Sehnsucht geisterhaft schimmernd, sodann empfangen und ausgesprochen von einem Einzigen, in einer rührenden Einfachheit kundgetan, und dann wirkend in den Anderen und damit ist das Hauptsächliche gesagt, daß nämlich alles in diesem durchgeistigten Buche von einer außerordentlich plastischen Geberde ist. Wir sehen Rembrandt und Saskia, wir sehen Spinoza und seine Freunde, wir sehen die berühmten Heerführer und Staatsmänner, sehen die Schiffe, die Grachten, die Soldaten und das Volk, die Stadt Amsterdam, den Haag und das ganze goldene Holland ringsum. Auch die Wolken sehen wir, die am Horizont sich ballen, und die Sonne, die in den kleinen Fenstern funkelt und auf den Brillengläsern, welche der milde Meister schliff, um leben zu können . . .

Und mag auch das Bild, welches vielleicht hat geschaffen werden sollen, nicht so geworden sein, wie es dem Dichter vorschwebte, mögen diese ebenso schmerzlichen wie liebreichen, verhärteten wie verklärten Züge, mag dieses ganze, unirdisch gütige Wesen, diese schmächtige und gleichwohl von innerer Macht zutiefst erfüllte Gestalt nicht vollendet sein, trotz der Schönheit des Gesamten und Einzelnen in ganzer Größe, in ganzer Menschlichkeit Ausdruck nicht gefunden haben, so lebt doch in allen Breiten und Tiefen dieses Werkes ein merkbarer Hauch davon und berührt jeden, der eben

fähig ist, den Hauch, der von allem Höchstmenschlichen ausgeht, wahrzunehmen.

Es liegt keine große Schwierigkeit darin, den Uebergang zu finden von diesem Buche zu dem Folgenden. Denn wie Kolbenheyers Herz lebendig schlug in dem ersten Werk, so ist auch das andere von dieser Melodie aufs Innerlichste erfüllt. Nur mußte, da eben das erste Werk vollendet war, die Form zerbrochen und das mühsälige Tun von Neuem begonnen werden, damit das neue Werk sein eigenes Antlitz habe

So wurde der „Meister Joachim Pausewang". Im Vorhinein muß aber dieses betont werden, daß ein Vergleich in der Absicht, beide Werke kritisch zu sondern, nicht statthaft ist; denn das Erfüllende ward jedesmal aus anderem Born geschöpft. Die Handlung spielt jetzt in Deutschland, in der guten Stadt Breslau; die Schweden streiten mit den Kaiserlichen vor den Toren, und die Bürger sind uneins darüber, welches von beiden Uebeln das kleinste sei. Aber die Stadt ist wohl mit Waffen und Brot versehen, und so sitzt der alte Schuster Pausewang unbesorgt in seiner abendlichen Werkstatt und baut, während sich draußen die Gemüter erregen, sein Leben noch einmal auf, ganz von vorn, ein deutsches Leben, mit Andacht und Frömmigkeit.

Nun ist es zwar für gewöhnlich ein recht wohlfeiles Hilfsmittel, einem Werke, welches das Gepräge einer vergangenen Zeit tragen soll, archaisierend, nämlich vermittelst künstlich altgemachter Redeweise dieses Gepräge aufzutünchen. Hier aber kommt eine solche Rubrizierung nicht in Betracht, denn einerseits hat der Dichter in seinem ersten Werke genugsam erwiesen, daß er die Kraft besitzt, das Bild einer vergangenen Zeit mit neuen und gleichwohl bezeichnenden Farben zu malen, und andererseits, wenn er sich hier, und übrigens mit großer Fertigkeit, dazu gezwungen hat, mit dem herben Munde eines vor zwei und einem halben Jahrhundert Verblichenen zu reden, geschah es gewiß nicht um einer Bequemlichkeit willen, sondern um die Konzentration aufs Aeußerste zu spannen. Denn hier ist alles eng zusammengezogen und schlägt jeden etwaigen Vergleich, hier gilt kein Unterschied mehr von Linien und

Farben, hier ist Gestalt im besten Sinne des Wortes. Hier ist, so kann man sagen, deutsche Plastik. Und, um trotz des vorherigen Einwandes die beiden Werke aneinander zu halten: was in „Amor dei" sich auslebte in der Fülle eines vielfältigen Geschehens, in dem Ringen um das Bild und in dem herrischen Zusammenraffen von Farben und Linien, Fäden des Weltgeistes, das verwandte sich im „Pausewang" mit gesammelter Lust auf die Sphäre eines einfältigen Lebens und wurde so nicht minder zum Träger des Weltgeistes, allerdings in anderer Form.

Es ist im östlichen Deutschland; der Krugwirt Pätzke Pausewang mit dem zweispitzigen Barte steht vor seiner Tür, jawohl: vor seiner Tür. Denn er ist ein freier Mann, und dieses Bewußtsein ist auch seine Geberde. Sein Wesen ist so beschaffen, daß es den innerlichst ergreift, der ihn ansieht und einen Blick von ihm erhascht. Die Frau ist tot; die Kinder sind tot, von der Pest gefressen und eines ertrunken, bis auf den Joachim, der um die sichtbare Liebe seines Vaters mit Schluchzen und Verzweiflung ringt, als er noch nicht weiß, wie es um das Herz dieses Vaters bestellt ist. So ist es die Bewunderung, welche einigermaßen entschädigt, die ahnungslose Bewunderung für die Tiefe und die Tragik in der Erscheinung des stolzen Mannes. Der aber hat eine „Feuernas" zu Tisch, und er, Joachim, muß aufwarten mit dem Besten, was im Keller lagert, Reinval und Malvasier, und Bacchus wird gekleidet und gekrönt, bis am Ende der Gast glasigen Auges unter den Tisch gesunken ist und der Vater mit hellen Augen lacht und mit leiser, feiner Stimme anhebt zu singen, ein altes, geselliges Lied:

Er setzt sein Gläslein für den Mund,
Er trank es aus bis auf den Grund . . .

und solange, bis er den ganzen Hof versoffen hatte, wie der lange Graf von Zernitz höhnte. Und sie mußten beide vom Hof, der Junge zur Schusterei und der Alte in den Krieg und in den Tod. Das wundervolle Verhältnis zwischen dem starken Vater und dem leichtbewegten Sohn ist wohl das Grundlegende zu diesem Buch gewesen, und auf ihm scheint sich alles Weitere organisch aufzubauen. Die zauberische Liebesmär von der Ursel Trobitzin hat den Hauch davon, und allen Tagen, trüben und sonnigen, schwingt

der Ton des väterlichen Herzens mit und erfüllt sie mit seinem tiefen Klang. Der Pater Christoffel mit den heidnischen Gedanken und der Junker Strör von Gellwitz sind ganz voll von ihm, und das Beispiel dieser heldischen Seele macht, daß der Leser sich mit vermissendem Staunen unter den Heutigen umsieht.

Aber so läßt sich nicht lange von diesem Buche reden. Denn es ist voll von den Dingen des Lebens, es hat die herbe Sprache des Lebens, und seine Melodik ist eine so deutsche, daß man allem internationalen Kunstfühlen entsagen muß, wenigstens für die Dauer dieser Lektüre. Aber es ist beileibe keine Lektüre, dieses Buch, es ist etwas viel Lebendigeres und quillt vielmehr mit seinem Gehalt über den eignen Rahmen hinaus. Wenn man glaubt, das Buch zu Ende gelesen zu haben und beginnt von vorn, so ist es wiederum ganz neu. Man spürt in diesem Buche Andacht und Frömmigkeit, wie man in dem anderen Erkenntnistreue und Milde gespürt hat. Denn die milde Liebe und Treue zur Erkenntnis machen fromm und andächtig, duldsam und heiter; und das stille Bescheiden, mit welchem der alte Pausewang seine Geschichte beschließt, ist ein engerer, dunkler und doch schöner Spiegel zu jenem Lächeln des totkranken Spinoza, als am Dreikönigstage des Jahres 1677 die Stimmen der Knaben von der Straße herauf zu ihm klangen:

Wir kommen gezogen mit unserem Stern;
Wir suchen den Heiland, wir haben ihn gern . . .

*

Als das Obige geschrieben wurde, war „Montsalvasch" noch nicht herausgekommen, und es ist füglich vonnöten, diesen „Roman für Individualisten" mit dem vorher Gesagten in Verbindung zu bringen (übrigens ist er wie die beiden anderen Bücher bei Georg Müller in München erschienen). Von außen gesehen scheint dieses Schwierigkeiten zu haben, indem nämlich Kolbenheyer im neuen Buche, allem Erwarten entgegen, seine stoffliche Zeitflucht aufgegeben und eine Geschichte verfaßt hat, deren Handlung durchaus in unserer Zeit spielt. Sonach wäre das literarische Etikett, das ihm zu Anfang dieser Betrachtung um-

ständlich aufgeklebt wurde, unzutreffend und alle Worte zwecklos gesprochen — aber das ist nur ein äußerer Schein, wie gleich erwiesen werden soll.

Der Grund, welchem zufolge die Romanciers von geistiger Potenz im heutigen Deutschland— natürlich mit Ausnahmen — sich nicht ausschließlich und höchstens zaghaft jener größten Aufgabe widmen, die charakteristischen Merkmale der eigenen Zeit sinnbildlich zu manifestieren, ist, psychologisch genommen, ein subjektiver, indem ihnen, da sie sich nicht für Geniale halten dürfen, diese Aufgabe zu heikel, zu schwer vielleicht für ihr künstlerisches Vermögen erscheint, indem sie sich nicht zutrauen, die tausend und abertausend Tendenzen ihrer Zeit in sich zu vereinigen und künstlerisch zu ordnen, wie ein Brennglas die Strahlen sammelt und verteilt. Sie haben es ungleich schwerer als die Franzosen mit ihrer temperamentvollen Ueberallheit in einer nicht so vieldeutigen Epoche, als die Russen in ihrem leidenschaftlichen Mitgefühl, als die Skandinavier in ihrer gesammelten, bereiten Kultur oder unbändigen Weltlust. Die deutschen Schriftsteller hatten es im Bezug auf das Ganze immer am schwersten, weil sie schon in ihrer Nationalität niemals ein einheitliches Bild vor Augen hatten, sodaß sie sich immer wieder auf sich selbst zurückwenden mußten, wo am wenigsten Gefahr ist, abgelenkt, dezentralisiert zu werden. Der Begriff des deutschen Romanes enthält eigentlich einen Widerspruch, insofern er nämlich seiner höchsten Aufgabe entgegengehalten wird: er löst sie nicht, er mißlingt entweder, oder er flüchtet sich in ein episches Privileg, das heißt, wird historiographisch, wie die beiden ersten Bücher Kolbenheyers, oder er beschränkt sich auf Darstellung von Einzelwesen, ohne, wie es die großen Ausländer vermocht haben, das Ganze der Gesellschaft und der Zeit um sie gruppieren oder in ihnen spiegeln zu können. Hiermit ist jedoch nicht behauptet, die deutschen Romanciers brächten keine Kunstwerke zustande; es ist nur gesagt, daß sie die höchste Aufgabe nicht oder nur ausnahmsweise lösen und sich, wo sie dies eingesehen haben, andere Ziele und Grenzen setzen, solche, die ihrer natürlichen Kraftverteilung mehr entsprechen.

Dies hat — bewußt oder unbewußt, das tut nichts zur

Sache — Kolbenheyer auch in seinem neuen Roman unternommen, den er als einen „für Individualisten" bezeichnet hat. Für Individualisten: wenn er damit Menschen meint, die das Einzige und Einmalige ihrer Persönlichkeit erfaßt haben und dieses Ichsein mit dem Dusein der Welt auf dem Wege des Geistes irgendwie kontagiös verbinden wollen, so ist der Untertitel überflüssig, denn nur zu solchen Menschen reden die Dichter. Aehnliches gilt von der einigermaßen dürftigen „Mahnung", welche vor das erste Kapitel gesetzt ist und weitere Worte erübrigt.

Dieser Roman „Montsalvasch" handelt von einem jungen Manne, der aufs Geratewohl Philosophie studiert, in einem dunklen Drang, das Leben dort zu fassen, wo es sich am geistigsten spiegelt und zugleich dem Abgrund des Willens am nächsten ist, in der Mitte des Bewußtseins, wohin zu dringen er auf der Universität lernen zu können hofft. Natürlich lernt er es weder von Lehrern noch aus Büchern, sondern vom Leben selbst, wie es ja auch nicht anders geschehen kann. Ein geistig wie sinnlich tiefes Erlebnis läßt ihn, allerdings erst in der letzten Katastrophe, seine Erlösung finden. Die Ganzheit eines Mannes und die Halbheit eines Weibes karambolieren, scheinbar siegt das Weib, aber in Wirklichkeit bewahrt es nur sein Halbwesen, während der Mann nur insofern unterliegt, als er es nicht vermag, jene vom Schicksal gewollte Einzeltragik aufzuheben. Er bricht physisch darunter zusammen, aber, ohne es mit Worten gesagt zu bekommen, weiß der Leser, daß dies nur ein Blendeffekt des Schicksals ist, etwas, das vorübergeht. (Die Existenz liebenswürdiger Nebenpersonen, der Mutter des Helden und des Onkels der Heldin, eines weisen Kulturmenschen, versichert es.)

Dies Geschehen nun ist von Geistigem erfüllt und getragen, die handelnden Menschen werden hauptsächlich durch ihr Geistiges vorstellbar, geistige Sehnsucht ist das Gestaltende, Weisheitsliebe das Idol, und doch: Kolbenheyer, der Künstler, schuf Bilder für dieses Geschehen, Bilder, an denen ihn der Leser trotz der an ihm ungewohnten Form des Gegenständlichen erkennt, in Bildern gibt er, wie im „Amor dei" und im „Pausewang", auch hier sein Bestes, Erhebliches, in Szenen, wo das Leben über das Gedachte hin-

schlägt wie eine Woge des Meeres über Sandgebilde hinschlägt, die von Kindern errichtet sind; in ihnen ist schließlich mehr als in neuen und, es läßt sich sagen, kühnen Gedanken, das Herz hörbar, dessen Schläge den Rhythmus des Ganzen angeben.

Unerbittlich und grausam ist die Gesetzmäßigkeit des Lebens, und doch ist sie es allein, die dem ganzen Menschen das mögliche Heil wirklich macht. Es schmerzt zunächst furchtbar, er möchte lieber zergehen, aber er wird aufwachen und kein Kind mehr sein, das im Sande formt, sondern er wird eben ganz, was er ist, zu sein und zu bleiben wissen. Zu dieser Vereinfachung des Bewußtseins, besser, zu dieser Erhellung des Bewußtseins zu kommen, ist dornenvoll, aber dahin gekommen zu sein, gibt es für den geistig Regsamen ein anderes Ziel seiner Jugend?

Auf dem gewundenen Steig der Liebe gelangt ein junger Mensch zu dieser Höhe hinauf, und von der Pein des Weges und der katastrophalen Erfüllung überwältigt stürzt er in sich zusammen, aber er wird aus diesem Niederbruch reif und gefestigt hervorgehen. Denn er ist — dies lehrt seine Geschichte — zu erfüllt von dem Willen zum Leben, als daß er ihn schon jetzt, nach dem ersten wesentlichen Erlebnis, abschütteln könnte. Das hätte nur ein Experiment für ihn sein sollen, aber sein Herz wurde in den Bannkreis gezogen, ahnungslos, wie immer, wenn es sich um geschlechtliche Grenzfälle handelt. Und indem er glaubte, auf dem erloschenen Herde, den das Menschgefühl jenes Mädchens darstellt, neues Feuer schlagen zu können, und indem einige Funken — aber seines Stahles! — ihm berechtigte Hoffnung vortäuschten, stürzte er jauchzend in den Strudel des Möglichen, nicht ahnend, daß das andere Herz zu leicht war, wie eine taube Nuß droben auf dem Wasserspiegel kreisend, ohne wirklich hinabzukommen. Einige Stimmungen des Rausches, der höchsten Trunkenheit vermochten doch nicht, stokkendes Blut zu neuer Melodik anzutreiben, und so mußte die Frucht des Rausches und der Trunkenheit dem Verbrechen des Kaltsinnes zum Opfer fallen. Daß Schönheit Häßlichkeit hervorbringen könne, mußte dieser Ulrich Bihander am eigenen Blute erleben, bevor der Schleier der Maja in flüchtigen Flammen vor seinen Augen zerriß.

Die Handlung dieses Romanes ist unmittelbar auf die Gegenwart bezogen, sagt der Dichter; aber ein Gemälde der Gegenwart ist sie trotz impressionistisch lebhafter Schilderung des neuesten Lebenstempos, trotz Eisenbahnen, Kurorten, Frauenbewegung usw., nicht; ein Roman für Individualisten? oder ein Roman von einem für Individualisten? Er ist auf Einzelwesen beschränkt, und alle Szenerie dient nur, Lebensumstände dieser Einzelnen zu rahmen oder, je nachdem, zu vertiefen. Kolbenheyer ist kein Repräsentant seiner Zeit im unmittelbaren Sinne. Aber er ist in „Montsalvasch" derselbe Künstler, der er in den beiden anderen Büchern ist, ja, seine Figuren sind plastischer, lebensvoller, das heißt, auf ihr Selbst jeweils konzentrierter, und mag dieses Buch an künstlerischer Geschlossenheit immerhin zurückstehen hinter den früheren, so ist doch sein innerster Herzschlag, das, was jedem Buche den eigentlichen und eigentümlichen Wert gibt, nicht minder warm und nicht minder kräftig. Es ist ein seltsames, wunderlich erregendes Buch und kaum geeignet, den Namen seines Autors modisch zu versteinern, es läßt noch manche Frage offen, die erst spätere Werke beantworten können. Eines aber steht fest: Kolbenheyers Produktion ist so im Gedanklichen begründet und gleichermaßen so im Sinnlichen verwurzelt, daß sie über unsere Tage hinaus Bestand haben wird. Er wird kämpfen müssen um seinen Namen. Doch seine bisherigen Bücher sind Waffen, auf die er vertrauen kann; er trifft mit ihnen die Herzen — wo ihm solche begegnen; und darauf allerdings kommt es an.

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienenen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

THEODOR HAECKER

SOEREN KIERKEGAARD UND DIE PHILOSOPHIE DER INNERLICHKEIT

* * *

PREIS BROSCHIERT 2 MARK
I. F. SCHREIBER, MÜNCHEN 1913

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl
Gedichte

Geb. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

DIE FACKEL

HERAUSGEBER KARL KRAUS

* * *

Inhalt der Doppel-Nummer 391/392:

Glossen / Notizen /
Das Denkmal eines Schauspielers
Sämtliche Beiträge von Karl Kraus

* * *

Die „Fackel" erscheint in zwangloser Folge (2—3 mal im Monat) und kostet für 18 Nummern portofrei bei direktem Bezug durch die Administration K 4.50 (Mk. 4.—). Preis der Einzelnummer 30 h (30 Pf.), der Doppelnummer 60 h (50 Pf.)

VERLAG „DIE FACKEL" / WIEN III., Hintere Zollamtsstraße 3

ALBERT VON TRENTINI

Der letzte Sommer

Roman

Geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Stunden des Lebens

Novellen

Geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

SCHUSTER & LOEFFLER VERLAG, BERLIN

DESIDER KOSZTOLANYI

DIE MAGISCHE LATERNE

NOVELLEN

Aus dem Magyarischen von Stefan J. Klein

Brosch. Mk. 2.50 (K 3.—), geb. Mk. 3.50 (K 4.20)

Mit dem vorliegenden Prosaband bringen wir einen der bedeutendsten Dichter des jungen Ungarns zum ersten Mal vor das deutsche Publikum, in dem Bewußtsein, daß die zwölf Erzählungen, die zu einem scharf umrissenenen und prägnanten Ganzen vereinigt wurden, nicht nur Meisterdichtungen der jungungarischen Prosa sind, sondern sich auch mit Ehre in der deutschen Literatur behaupten und vollen Beifall finden werden.

SATURN-VERLAG HERM. MEISTER, HEIDELBERG

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

CARL DALLAGO
PHILISTER

PREIS GEHEFTET 80 HELLER (70 PFENNIG)

Pester Lloyd. Ein Essay, der viel mehr ist als der bloße Versuch zur Zusammenfassung wichtiger Gedankengänge, der das Bekenntnis eines eigenartigen, starken Denkers ist, der nicht nur persönliche oder speziell umgrenzte Interessensphären berührt, sondern als Kulturdokument aufgefaßt werden muß. Carl Dallago wird immer bekannter als ein Philosoph von einer reinen, individuellen Großzügigkeit, der die strenge, ehrliche Wertung seines persönlichen Schauens den Tageswerten von Kultur und Gesellschaft gegenüberstellt. Seine Anschauungsart ist nicht nur ungewöhnlich, sondern auch sehr bedeutend, da er alle Kulturregungen nicht vom Standpunkte der Massenbequemlichkeit aus betrachtet, nicht vom Standpunkte des Oekonomisch-Nützlichen in seiner Rückwirkung auf das Persönlich-Günstige, nicht bloß von der Notwendigkeit aus, die Reibungsflächen zwischen dem Einzelmenschen und der Menge möglichst klein zu machen: Dallago hat sich eine starke Welt harter, streng vertiefter Selbsteinschätzung geschaffen, und sucht von dieser Basis aus seine philosophischen Wertungen herzuleiten. Er hat damit das heute nur mehr selten aufgestellte Haupterfordernis des Philosophen erfüllt, sich selbst unzeitgemäß, unpersönlich zu sehen, um dadurch eine vom Wellenschlage hastenden Kulturbetriebes unberührte Warte zu gewinnen. Er steht der Umwelt nicht feindlich gegenüber. Ein tiefes Naturgefühl, ein froher Glaube an die Zweckmäßigkeit des Natürlichen verleiht seiner Philosophie eine schöne Wärme, und eine dichterische, vollmenschliche Verklärung geht von ihr aus. In dem Essay kritisiert er das Philiströse in der Tagesliteratur, das Liebäugeln der Intellektuellen mit dem Snobismus, das in der Literatur leider immer mehr Platz gewinnt. Und er geht dabei so streng und doch so menschlich rein zu Werke, daß wir das Wort wagen: dieser Essay sollte den Grundstock für ein Evangelium aller dichterisch Schaffenden bilden, da er ja im Grunde nichts weiter fordert, als höchste dichterische Ehrlichkeit. Nach diesem Buche wird man noch mehr als vordem genötigt sein, die gedanklichen Streifzüge dieses Südtiroler Denkers mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ZU BEZIEHEN

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il ‚Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.